

Das Infomagazin der ELBE-Werkstätten GmbH

SCHWINDELFREI

Ausgabe 28
Winter 2003/2004

www.ew-gmbh.de

**Kunstbuch
Harald Stoffers**

**Kongress:
„Integration ins
Arbeitsleben“**



Verschieden ist normal!

**Der Autorenwettbewerb
der Elbe- Werkstätten**

 Bitte weiterreichen!

EW₃
Elbe-Werkstätten GmbH
Gut, dabei zu sein!



Inhalt



EW-Autorenwettbewerb
Titelthema S. 27



„Rasante Entwicklungen“
Interview mit Jürgen Lütjens S. 20



Aus der Praxis – für die Praxis
LAG-Kongress in Hamburg S. 46



Briefe an die Mutter
EW-Künstler Harald Stoffers S. 54

<i>Editorial</i>		3
Harburg 1	Hepp-Verpackung: „Wir arbeiten für die A-Klasse“	4
Harburg 1	Außenarbeitsgruppe Deutsche Extrakt Kaffee	6
Harburg 2	Neubau ermöglicht neue Arbeitsprojekte	8
Harburg 3	Der schönste Arbeitsplatz bei EW	9
Altona	EW-Altona vermietet Veranstaltungsräume	10
Altona	Der Umzug der Altonaer Zusatzbetreuung	11
Bergedorf	Fünf Tage auf Amrum	12
Meckelfeld	Workshop zur Werkstatt-Entwicklung	14
<i>Elbe im Bild</i>		16
EW	Gruppensprecher und Betriebsvertretungen	18
SF-Interview	Geschäftsführer Jürgen Lütjens	20
Werkstätten	• Entwicklung von WfbM in den nächsten 16 Jahren	24
Kurznachrichten	Elbe-Werkstätten – kurz gefasst	26
Titelthema	• EW-Autorenwettbewerb „Verschieden ist normal“	27
Gremien	Elternbeirat	39
Fortbildung	alsterdialog – Ein Institut im Aufbruch	40
Integration	Gelungener LAG-Kongress in Hamburg	44
EW-Persönlich	Funda Özyer, Bärbel Schmidt	46
EW-Persönlich	Lusala Vombi-Loko, Mark Schänzer	48
SF-Interview	Senatsdirektorin Maria Maderyc	50
Kunst in EW	• Veröffentlichung über den Maler Harald Stoffers	52
Meinung	„Behindert oder normal?“ – Begriffe, die schmerzen	55
Teilhabe	• Der Lebenshilfe-Kongress in Dortmund	56
<i>Elbe im Bild</i>		58
Meine Seiten	Rüdiger Frauenhoffer	60
Arbeitssicherheit	Unfallzahlen gesenkt	62
<i>Redaktionelles</i>	<i>Autoren, Impressum</i>	63



Liebe Leserinnen,
liebe Leser,

der Deutsche Bundestag hat zum Ende des Jahres 2003 in der Vielzahl der Gesetzesänderungen auch eine Änderung des SGB IX und der Werkstättenverordnung beschlossen. Sie bezieht sich auf das Eingangsverfahren zur WfbM. Der neue Gesetzestext des § 40 (2) des SGB IX lautet: „Die Leistungen im Eingangsverfahren werden für drei Monate erbracht. Die Leistungsdauer kann auf bis zu vier Wochen verkürzt werden, wenn während des Eingangsverfahrens im Einzelfall festgestellt wird, dass eine kürzere Leistungsdauer ausreichend ist.“ Die alte Regelung, nach der die Leistungsdauer von einem Monat die Regel und von drei Monaten die Ausnahme war, ist damit umkehrt worden.

Diese Gesetzesänderung ist in den Zeiten der Leistungsverschlechterungen und Kürzungen im Sozialbereich seit langem die erste gute Nachricht, die uns in den Werkstätten erreicht. Sie entspricht einer unserer alten Forderungen. Das Eingangsverfahren soll prüfen, ob die Werkstatt für einen behinderten Menschen die geeignete Einrichtung zur Teilhabe am Arbeitsleben ist und wenn ja, welche Berufsbildungsmaßnahmen in Betracht kommen und welche Leistungen er in der Werkstatt benötigt. Dazu muss die Werkstatt die Fähigkeiten des Teilnehmers erfassen und mit ihm gemeinsam die Grundsatzentscheidung für einen Verbleib in der Werkstatt oder für eine andere Form der beruflichen Eingliederung fällen. Bleibt er in der Werkstatt, muss er die Gelegenheit haben, deren Möglichkeiten kennen zu lernen und sich für eines der beruflichen Bildungsangebote zu entscheiden. Daraus resultiert dann der Einglie-



derungsplan, der das Ergebnis des Eingangsverfahrens sein soll.

Es liegt auf der Hand, dass eine solche Planung nicht im Verlauf von vier Wochen zu erstellen ist. In Wirklichkeit blieb den Kolleginnen und Kollegen im Berufsbildungsbereich bisher sogar noch weniger Zeit, den Abschlussbericht zum Eingangsverfahren zu erstellen, denn er musste ja rechtzeitig vor Abschluss der Maßnahme beim Arbeitsamt vorliegen, damit über die Kostenbewilligung für den Berufsbildungsbereich entschieden werden konnte. Jetzt also ist der Gesetzgeber den Argumenten der Werkstatt gefolgt und stellt genügend Zeit für eine fundierte Eingliederungsplanung zur Verfügung.

Damit gibt er uns die Möglichkeit, eine neue Form des Eingangsverfahrens aufzubauen, losgelöst vom Berufsbildungsbereich, mit Anteilen von Beratung und beruflicher Erprobung, die unterschiedliche Formen beruflicher Bildung einbeziehen. In den Elbe-Werkstätten und in den anderen Werkstätten in Hamburg bietet sich ein ganzes Spektrum solcher Möglichkeiten: Neben dem klassischen Berufsbildungsbereich, der in der Werkstatt angesiedelt ist, kann dies der „Ex-

terne Berufsbildungsbereich Pflege und Hauswirtschaft“ sein, der die Praxisqualifizierung in Betrieben des Ersten Arbeitsmarktes durchführt. In unserem Kita-Projekt bieten wir gemeinsam mit der Fachschule für Sozialpädagogik Qualifizierung in Kindertagesstätten und Kindergärten. Eine BBB-Gruppe entsteht gerade im Museum der Arbeit und bietet Plätze in den Bereichen Aufsicht, Hausreinigung und Gastronomie. Und für Menschen mit psychischer Erkrankung bieten wir u.a. Qualifizierung in unserer Rieckhofkneipe und im Hamburger Staatsarchiv.

Viele Wege in die berufliche Teilhabe tun sich also auf. Sie erfordern gute Informationen und eine deutlich bessere Planung des beruflichen Werdegangs eines behinderten Menschen, als dies bisher der Fall war. Wirklich sinnvoll lässt sich die Möglichkeit des Eingangsverfahrens nur nutzen, wenn es werkstattübergreifend organisiert ist und dem Teilnehmer das ganze Spektrum der beruflichen Möglichkeiten aufgezeigt wird.

Deshalb wäre es sinnvoll, wenn die Werkstätten in Hamburg eine gemeinsame Ausgestaltung des Eingangsverfahrens aufbauen würden, nicht als zentralisierten Dienst, sondern dezentral, aber mit der Vernetzung und potentiellen Nutzung der unterschiedlichen beruflichen Qualifizierungsmöglichkeiten für alle behinderten Menschen, die das Eingangsverfahren durchlaufen. Erste Überlegungen für ein solches Angebot gibt es bereits. Die Gesetzesnovelle hat dafür endlich den notwendigen Rahmen geschaffen.

Jürgen Lütjens
Geschäftsführer



Wir arbeiten

für die A-Klasse

Die Arbeitsgruppe von Heide Block produziert Erste-Hilfe-Taschen



Ute Novosadko beim Verpacken der Erste-Hilfe-Materialien

Hätten Sie's gewusst? Die Verbandstasche für den A-Klassen-Mercedes verpackt eine Arbeitsgruppe in unserem Betrieb am Nymphenweg, die Verpackungsgruppe von Gruppenleiterin Heide Block. Auftraggeber ist die Firma Hans Hepp mit Sitz in Hamburg-Veddel. Ich besuche die Gruppe in ihrem schönen hellen Gruppenraum im ersten Stock der Werkstatt am Nymphenweg. Von den 17 Mitarbeitern sind heute 12 anwesend. Sie freuen sich über mein Interesse und berichten bereitwillig über ihre Arbeit.

4



Heide Block unterstützt Claudia Maroh beim Verpacken.

In jeder Tasche, so lerne ich, stecken zwei Beutel, ein roter mit dem sterilen Material und ein Klarsichtbeutel mit dem übrigen. Zafer Kocaman füllt den roten Beutel auf. Er erzählt, was hineingehört. „Als Erstes fülle ich eine Wundkomresse und drei Verbandstücher ein und auch den Zettel mit dem Haltbarkeitsdatum. Dann kommen Verbandspäckchen unterschiedlicher Größe dazu, zuletzt reiße ich die Folie ab und klebe den Beutel fest.“ Auch Alfred Petter befüllt den roten sterilen Beutel. Er ist aber auch zuständig für den Transport der fertig gepackten Paletten ins Lager.

In einem anderen Teil des Raumes wird der weiße Beutel verpackt. Hier haben sich Heide Block und ihr Team ein eigenes System ausgedacht: Die Gruppe befüllt Schablonen nach und nach mit Verbandsmaterial und Zubehör. Am Ende dieser Kette sitzt Karin Knutzen und packt alles um in den weißen Beutel und über ein kleines Förderband gehen die Schablonen, „Systemer“ genannt, wieder zurück zum Ausgangspunkt.

Sonja Gerken und Ute Novosadko packen dann rote und weiße Beutel in die Verbandstaschen und übernehmen per Waage die Endkontrolle. 450 Gramm sind okay,

ein Gewicht darüber oder darunter bedeutet: Noch einmal aufmachen und korrigieren. Zu guter Letzt wandern die Taschen in die Gitterbox, in der exakt 275 Stück Platz haben, die dann mit dem Aufzug ihren Weg ins Lager finden.

Aber halt: Vorher muss der Versand noch freigegeben werden. Auf einem grünen Zettel wird eine Nummer eingetragen, dazu die Unterschrift und das Tagesdatum. Jede Lieferung wird in einem Standardarbeitsplan festgehalten und jeder Plan auf einer Liste eingetragen. Experten mögen es schon ahnen: Der Ablauf ist DIN-ISO-zertifiziert. Dies war eine Voraussetzung, um diese Arbeit übernehmen zu können. Und es gibt noch eine weitere Voraussetzung, nämlich sehr strenge Hygienevorschriften. Die Mitarbeiter tragen Hauben, desinfizieren regelmäßig ihre Hände, zweimal in der Woche wird der Raum gründlich gesäubert und ebenfalls desinfiziert.

Ich rede mit Heide Block darüber, ob diese Arbeit nicht auf Dauer zu eintönig ist. „Das empfinden wir nicht so“, sagt sie. „Abwechslung ergibt sich dadurch, dass fast jeder Mitarbeiter auf jedem Arbeitsplatz tätig sein kann. Es gibt einfache Arbeiten, wo nur ein einzelnes Teil hinzugefügt wird oder hohe Anfor-

Harburg 1



Zafer Kozaman verpackt Verbandspäckchen.

derungen, z.B. die Arbeit am PC oder der Transport ins Lager, zwei Stockwerke unter uns. Ich bin sehr froh über diesen Auftrag, weil ich ihn ganz auf die Fähigkeiten und Verhältnisse der Mitarbeiter zuschneiden kann. Einmal im Jahr nehmen wir uns eine Auszeit von der Hepp-Produktion und steigen ein in die Weihnachtsverpackung für Kosmetikfirmen oder gelegentlich auch einmal in die immer sehr eilige Versandaktion fürs Deutsche Schauspielhaus.“

Acht Jahre ist die Verbandtaschenproduktion mittlerweile am Nymphenweg. Im letzten Jahr fertigten zwei Gruppen noch ca. 100.000 Taschen, in diesem Jahr arbeitet nur noch die Gruppe von Heide Block an dem Auftrag, mit einer Zielvorgabe von 50-70.000 Einheiten. Dies ist immer noch eine beachtliche Zahl. Wie kann die Gruppenleiterin diese Aufgabe bewältigen? Heide Block steht mit ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern nicht alleine. Assiiert wird sie von einem Zivildienstleistenden, Jan Rühmann, einer Praktikantin im Freiwilligen Sozialen Jahr, Christina Jürs, und außerdem ist noch ein zweiter Zivildienstleistender hier stationiert, Pit Schliemann, der aber der „Sportzivi“ des Betriebes ist und

hier nur in den „sportfreien Zeiten“ mitarbeitet.

Sind die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter schon lange in dieser Gruppe? „Ja,“ erfahre ich von Heide Block, „es gibt Einzelne, die schon ebenso lange hier arbeiten wie ich selber, nämlich 19 Jahre. Aber es sind im Laufe der Zeit natürlich immer wieder Menschen hinzugekommen. Mitarbeiter, die in anderen Gruppen nicht mehr die volle Leistung erbringen, die sich anderswo nicht ausgelastet fühlen, die einen festen Gruppenverband brauchen oder die eine sitzende Tätigkeit benötigen.“

Die Gruppe schreibt den Begriff „Gemeinschaft“ groß. Leider zahlt die Behörde die Gruppenfreizeiten nicht mehr, was sowohl Heide Block wie auch alle anderen sehr schade finden. Aber regelmäßige Gruppenausflüge sind nach wie vor hoch im Kurs, sei es zum Fernsehturm, zu Hagenbecks Tierpark, in den Vogelpark, in die Schwarzen Berge oder auf den Kiekerberg, oder einfach nur an einen See zum Grillen und Baden. Jeden einzelnen Geburtstag nehmen sie wichtig und feiern ihn. Es gibt ein Geschenk und Kaffee und Kuchen.

Ich frage Karin Knutzen, die aus einer anderen Gruppe zu Heide Block gewechselt hat, ob sie sich

**Regelmäßige
Gruppenaus-
flüge sind
nach wie vor
hoch im Kurs.**



Der Gruppenraum von Heide Block

hier mittlerweile heimisch fühlt. „Ja,“ sagt sie, „ich bin sehr gerne hier. Es gefällt mit gut bei Heide“. Als ich abschließend ein paar Fotos schießen will, sträubt sich Alfred Petter zunächst ein wenig. Dann aber, als ich ihn bitte, mir den Umgang mit dem Gabelstapler zu zeigen, strahlt er und führt vor, wie man das Werkzeug auf engen Raum rangieren kann. Perfekt!

Die Verpackungsgruppe Hans Hepp von Heide Block, das sind: Jochen Ahrens, Hızir Akrsu, Irina Bastians, Barbara Bauer, Dennis Behrend, Frank Comdühr, Getraude Eggers, Beate Görlitzer, Sonja Gerken, Karin Knutzen, Zafer Kozaman, Monika Maaß, Claudia Maruhn, Ute Nowosatko, Alfred Petter, Ulf Poppendiek und Marlies Ziegler.

„Ich bin sehr froh über diesen Auftrag, weil ich ihn ganz auf die Fähigkeiten und Verhältnisse der Mitarbeiter zuschneiden kann.“



Harburg 1



Elbe-Mitarbeiter arbeiten bei der Deutschen Extrakt Kaffee

Ausgelagerte Arbeitsgruppen in Betrieben des ersten Arbeitsmarktes sind für die Elbe-Werkstätten schon seit Jahren nichts Besonderes mehr. Elbe-Mitarbeiter arbeiten im Museum der Arbeit, bei der Phoenix-AG, in der Fachhochschule Bergedorf, im Staatsarchiv und bei der Firma Süderelbe, einem großen Logistikunternehmen im Harburger Hafen. Die Arbeitsgruppe „Süderelbe“, so hörte ich, hat nun ganz in der Nähe einen zweiten Arbeitsbereich aufgemacht, und zwar bei einem der großen Kaffeehersteller, der Deutschen Extrakt Kaffee, die den größten Teil des in Deutschland getrunkenen Pulverkaffees produziert.

Die Arbeitsplätze in diesem Großbetrieb will ich mir einmal genauer ansehen und verabrede mich mit Gruppenleiter Jochen Plagge in den Räumen der Süderelbe-Logistik. Mit dem Bus fahren wir hinüber auf die andere Elbseite, nach Wil-

helmsburg, wo das riesige Produktionsgebäude der DEK bereits zu sehen war. Der Pförtner lässt uns ohne Zögern ein, er kennt offenbar den Elbe-Bus. Wir parken nahe am Gebäude, aber noch können wir die Produktionshallen nicht betreten. Erst müssen wir Schutzkleidung überziehen und die Hände desinfizieren. Dann stehen wir in einem Produktionsraum von gigantischem Ausmaß und hohem Lärmpegel, in dem Gläser mit Kaffeepulver verpackt und auf Paletten beladen werden.

Nahe dem Eingang treffen wir auf die fünf Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Elbe-Werkstätten, die mit einem Gruppenhelfer dabei sind, Sortimente zusammenzustellen. Sie öffnen Paletten zweier unterschiedlicher Kaffeegläser und bestücken Kartons jeweils zur Hälfte mit der einen und der anderen Sorte. Dann stellen sie diese Kartons auf Paletten ab,

immer 1000 Gläser pro Ladung. Die Kartons kommen mir bekannt vor und auch Sie, liebe Leserinnen und Leser, haben sie sicher schon alle einmal gesehen, nämlich im Kaffeeregale der Firma Aldi. 15 bis 20 Paletten schafft das Team pro Tag in der Zeit zwischen 8.15 Uhr und 14.30 Uhr.

„Wir sind dabei, noch neue Arbeiten dazuzunehmen,“ erzählt mir Gruppenleiter Jochen Plagge. „Im Gespräch sind das Einschweißen von Kartons und das Ausleeren von Bruchgläsern. Dann haben wir wechselnde Tätigkeiten und können die Gruppe auch auf eine komplette Gruppenstärke ausdehnen, so dass dies nicht mehr nur eine Zweigniederlassung der Süderelbe-Logistikgruppe sein muss.“

Ich befrage die Mitarbeiter, wie ihnen die Arbeit gefällt. Stolz erzählen sie mir, dass sie heute be-



reits 15 Paletten gepackt haben. Hans Claussen und Arno Ulbricht sind nur aushilfsweise da, sie gehören eigentlich in die Garten-Gruppe, die im Winter manchmal Leerlauf hat und deswegen „Leihkräfte“ für diese Arbeit zur Verfügung stellt. Die beiden scheinen mit dieser Tätigkeit ganz zufrieden zu sein. „Ich kann hier richtig was schaffen“ berichtet Hans Claussen strahlend. „Früher habe ich ja auch schon im Ersten Arbeitsmarkt gearbeitet. Ich fühle mich hier in der Halle richtig wohl“.

Ich frage nach den Pausenzeiten und Pausenräumen. „Der Pausenraum ist gleich hier vor der Tür, außerhalb der Halle“, erklärt Jochen Plagge. „Es gibt einen Raum für Nichtraucher und einen für Raucher und die Mitarbeiter können Pause machen, wann sie wollen. Dazu haben wir natürlich feste Pausenzeiten am Vormittag. In der Mittagspause nutzen alle die Kantine hier im Haus.“ Und das Essen dort, so bestätigen mir die Mitarbeiter, ist wirklich toll.

„Wie kommt Ihr mit den Kollegen der Deutschen Extrakt Kaffee zu recht?“ frage ich die fünf. „Sehr gut,“ ist die Antwort, und ich bekomme auch gleich die Bestätigung. Die Schicht ist zu Ende, die Mitarbeiter verlassen ihren Arbeitsplatz und streben den Umkleidekabinen zu. Der Kontakt in der Halle ist offenkundig herzlich. Zum Feierabend kommen Kollegen von anderen Bändern vorbei und verabschieden sich freundschaftlich von den Elbe-Leuten. Jochen Plagge berichtet über den unterschiedlichen Bekanntheitsgrad seiner Mitarbeiter. „Besonders Klaus,“ sagt er, „ist sehr beliebt. Wenn er mal nicht da ist, fragen die DEK-Kollegen schon nach ihm: Wo ist denn heute Klaus Meier?“

Die Mitarbeiter waschen sich und begeben sich zu den Umkleideräumen, wo jeder seinen eigenen Spind hat. Mit dem Bus fährt

Jochen Plagge sie zurück zum Nymphenweg bzw. zu ihrer „Basisstation“ Süderelbe, von wo aus sie mit öffentlichen Verkehrsmitteln nach Hause kommen.

Auf dem Weg zurück frage ich, wie es für diese Gruppe mit den begleitenden Werkstattangeboten und pädagogischen Maßnahmen aussieht. „Die Mitarbeiter nehmen selbstverständlich am Sport, am Schwimmen und auch an einem Schreibkurs in der Werkstatt teil, wenn sie wollen,“ erläutert der Gruppenleiter. „Die Sozialpädagogin schaut regelmäßig vorbei und auch die Individuelle Entwicklungsplanung wird in regelmäßigen Abständen durchgeführt.“ „Freitags,“ so erfahre ich außerdem, „ist immer unser ‘Gruppentag’. Da bleiben alle in der Süderelbe, die Arbeit bei der DEK ruht.“

Ganz zurück in die Werkstatt will aber niemand der 13 EW-Mitarbeiter, die z.Zt. bei Süderelbe und DEK beschäftigt sind. Sie haben sich alle freiwillig für diese Arbeit gemeldet und fühlen sich als Mitarbeiter einer großen Firma. Und sie liefern „Top-Qualität“, wie die Vorarbeiter immer wieder bestä-

tigen. Die wechselseitige Qualitätskontrolle in der Gruppe bewährt sich. Die Mitarbeiter sind eingearbeitet und machen deutlich weniger Fehler als Mitarbeiter aus Leasingfirmen.

So sind alle zufrieden: Die DEK und die Firma Süderelbe-Logistik erhalten eine gute Leistung zum „Leasingpreis“, die Mitarbeiter verdienen gut und arbeiten auf einem Arbeitsplatz außerhalb der Werkstatt. Für die Elbe-Werkstätten ist das Ganze nicht immer leicht zu organisieren, aber mit gutem Willen findet sich durchaus ein Weg, Anleitung, Betreuung, begleitende Angebote und Individuelle Entwicklungsplanung auch in einem Betrieb des Ersten Arbeitsmarktes sicherzustellen.

Es sieht so aus, als wäre die Deutsche Extrakt Kaffee nicht die letzte Firma, die für Elbe-Mitarbeiter erschlossen wird.





Neubau ermöglicht neue Arbeitsprojekte für MitarbeiterInnen

Was Harburg 2 für das Neubau-Projekt „Am Dubben“ plant

Endlich!!! Die neue Werkstatt für den Försterkamp ist in konkreter Planung. Wir ziehen Resümee und weiten unser Projekt der „angepassten“ Arbeitsplätze im Sachbearbeitungsbereich mit EDV-Unterstützung aus.



Planzeichnung des Bauvorhabens Harburg 2

„Wir möchten erneut einen Meilenstein ‘auch zum Nachahmen’ in der Einrichtung von integrativen Arbeitsplätzen setzen.“

Aus der nun über dreijährigen Erfahrung mit dem Service-Bereich der Industriemontage soll es im Neubau einen Sachbearbeitungsbereich geben, der es unseren MitarbeiterInnen ermöglicht, nah am Geschehen tätig zu sein. Die Büros der Sachbearbeiterinnen sind bereits so geplant,

dass die Umsetzung ohne weiteres möglich ist. In diesem Zuge wird sich die Anzahl der mög-

lichen Arbeitsplätze für Menschen mit Behinderung in diesem Bereich erhöhen und erheblich verbessern.

In der Zukunft werden hier über Olymp nicht nur die Lieferscheine für mehrere Gruppen geschrieben, sondern auch für bestimmte Kunden die entsprechenden Aufträge angelegt. Waren-Bestellungen, die per E-Mail ausgelöst werden, sollen erweitert werden.

Wir möchten erneut einen Meilenstein „auch zum Nachahmen“ in der Einrichtung von integrativen Arbeitsplätzen setzen. Zu Beginn des neuen Jahres wurde hierfür gemeinsam mit der Sachbearbeitung Reha und Produktion der Start zur Ausweitung festgelegt.

Sehr innovativ wurden weitere Möglichkeiten der Einbindung von MitarbeiterInnen im Sachbearbeitungsbereich diskutiert und wir werden diese im Laufe des Jahres als neues Projekt bereits umsetzen.

Im ersten Schritt werden Schulungspläne erstellt und die MitarbeiterInnen über Minikurse geschult, so dass wir in der neuen Werkstatt mit einem neuen Konzept gut und schnell starten können.

*Brigitte Köhler,
Betriebsleitung
Rehabilitation,
Betriebe Harburg 2 + 3*

Harburg 3



*Malerischer Blick auf den Harburger Hafen
Unten: Michael Oldenburg bei der Bettenreparatur*



Wenn sie aus dem Fenster schauen, haben sie in der Tat einen wunderschönen Blick auf einen Teil des Harburger Hafens.



Der schönste Arbeitsplatz der Elbe-Werkstätten

„Wir haben den schönsten Platz der Elbe-Werkstätten“ nehmen Jan Oldenschläger und Michael Oldenburg für sich in Anspruch und vieles spricht dafür, dass sie Recht haben.

Die beiden arbeiten in der Bettenreparatur am Harburger Hafenbezirk, dem Betrieb mit der nüchternen Bezeichnung Harburg 3. Wenn sie aus dem Fenster schauen, haben sie in der Tat einen wunderschönen Blick auf einen Teil des Harburger Hafens. Segelschiffe sehen sie vor sich liegen, Boote und Schuten ziehen vorbei und gleich nebenan befindet sich die Harburger Schleuse, die die Wasserflächen des Harburger Hafens unabhängig macht vom Tidehub der Süderelbe. Durch eine Außentür können die beiden unmittelbar ans Wasser treten. Vor dem Haus stehen zwei bequeme Gartenstühle, einladend für ein

kleines Sonnenbad, soweit die Sonne dies zulässt. Als ich sie besuche, lugt aber nur eine blasser Sonnenscheibe durch den sich lichtenden Nebel. Vor dem Grundstück der Elbe-Werkstätten soll demnächst ein Bootsteg entstehen, an dem das Elbe-eigene Segelboot anlegen kann, das die „Betriebssportgemeinschaft Segeln“ ab 2004 nutzen wird. Derzeit befindet sich dieses Boot noch in Reparatur, schon im März soll es aber zu Wasser gelassen werden und dann dürfte die Überzeugung der beiden endgültig stimmen: Dies ist unzweifelhaft der schönste Arbeitsplatz, den die Elbe-Werkstätten zu bieten haben.



Jan Oldenschläger und Michael Oldenburg vor ihrer Arbeitsstätte



EW-Altona vermietet Veranstaltungsräume

Im Betrieb Altona hat dieser Service schon Tradition: Die Besprechungsräume der Werkstatt können auch benachbarte Firmen nutzen; gegen ein Entgelt und mit dem nötigen Catering-Service durch die Hauswirtschaftsgruppe. Jetzt hat der Betrieb daraus einen „echten“ Erwerbszweig gemacht. Das Vermietungsangebot umfasst den neuen EDV-Schulungsraum, den Sportraum, die Kantine, zwei große, einen kleinen und einen Mini-Besprechungsraum.

Eindeutiges Highlight dieses Raumangebotes ist der neue EDV-Schulungsraum.



10

PC-Arbeitsplatz mit versenkbarem Monitor

Eindeutiges Highlight dieses Raumangebotes ist der neue EDV-Schulungsraum, in erster Linie natürlich gedacht für die internen Schulungen der Elbe-Werkstätten. Acht PC-Plätze sind dort entstanden, verbunden über einen gemeinsamen „Server“ und mit einem fest installierten „Beamer“, der auch den Inhalt der Einzel-Bildschirme an die Wand projizieren kann. Bildschirme und die Tastatur sind im Tisch versenkbar, so dass der Raum als ganz normaler Besprechungsraum zu nutzen ist.

Die EDV-Schulungen für die Elbe-Werkstätten sind vielfältig. Sie umfassen Basisschulungen in Word und Excel, aber auch den Umgang mit „Powerpoint“ und mit dem neuen Warenwirtschaftspro-

gramm. Durchgeführt werden die Trainings in der Regel von der Hamburger Firma RSB, die diese exzellente Schulungsmöglichkeit möglicherweise auch für andere Kunden nutzen will. Innerbetrieblich greift nicht nur der EDV-Bereich gerne auf die räumlichen Möglichkeiten in Altona zurück. Sie werden auch genutzt für anderen Schulungsbedarf, z.B. im Wirtschaftsrecht, für große Besprechungen außerhalb der eigenen vier Wände oder für eine Bewerberauswahl. Dennoch: Es bleiben noch genügend belegungsfreie Zeiten übrig, so dass sich die Vermietung lohnt.

Die kommerzielle Nutzung der Räume soll schrittweise mit einer gezielten Werbung ausgeweitet werden. Das Service-Angebot umfasst die nötigen Pausengetränke und kleine Snacks, aber auch auf Sonderwünsche, wie einen Kuchen zum Nachmittag, kann die Hauswirtschaftsgruppe eingehen. Das Mittagessen ist durch die eigene Küche und die schöne Werkstatt-Kantine gewährleistet, in der auch heute schon täglich Gäste aus den umliegenden Büros und Betrieben anzutreffen sind.

Buchungen für Veranstaltungen aller Art nimmt die Leiterin des Hauswirtschaftsbereiches Petra Jacob entgegen.

Ihre Telefonnummer lautet: 040-88906-181; E-Mail-Adresse: pjacob@ew-gmbh.de.

Noch ein Hinweis: Der EDV- und der angrenzende Besprechungsraum lassen sich miteinander verbinden, so dass dort bis zu 35 Personen Platz finden.



Der Umzug der Altonaer Zusatzbetreuung



Foto: Bessere Konzentration
in neuen Räumlichkeiten

Elisabeth Roschen arbeitet seit vielen Jahren im Betrieb Altona als so genannte „Zusatzbetreuerin“. Ende letzten Jahres konnte sie ihren kleinen, für Rollstuhlfahrer nicht benutzbaren Anleitsraum tauschen gegen einen großen, hellen und freundlichen Raum, der, und das war ihr besonders wichtig, in der Werkstatt sehr ruhig gelegen ist. Endlich hat sie genügend Platz für die unterschiedlichen Angebote, und, so sagt sie, „die Ergebnisse sind schlagartig sehr viel besser geworden. Die Mitarbeiter fühlen sich sehr viel wohler, sind konzentrierter“. Früher, bestätigt einer ihre Teilnehmer, war er ständig von dem Lärm auf dem Flur abgelenkt. „Ich habe mich nur darauf konzentriert, warum ich mich dort nicht konzentrieren konnte.“

Elisabeth Roschen ist Ergotherapeutin. Ihr Betreuungsangebot besteht aus individuell auf die betreuten Mitarbeiter zugeschnittenen Übungen, z.B. bei Konzentrationsmängeln, im lebenspraktischen Bereich oder zur räumlichen Orientierung. Eine Mitarbeiterin, die kaum in der Lage war ihren Gruppenraum wiederzufinden, ist zum Beispiel mittlerweile zur Selbstfahlerin geworden, und das, obwohl sie zweimal umsteigen muss. Ein anderes Tätigkeitsfeld Elisabeth Roschens ist das Anleiten neuer Tätigkeiten im Arbeitsbereich. Außerdem ist sie in sechs Arbeitsgruppen zuständig für die Individuelle Entwicklungsplanung jedes Mitarbeiters.

Ihre Trainings führt sie entweder in der Einzelsituation oder mit zwei Teilnehmern durch. Sehr bewährt haben sich, so berichtet sie, Lern- und Übungsprogramme am PC von Wolfgang Zyrull, dem Gruppenleiter aus der Tischlerei. Sie erarbeitet in einer Arbeitsgruppe mit Wolfgang Zyrull, Ute Grave, Andreas Bröker und Jürgen Sankul eine Präsentation für den PC als Arbeitsvorlage für den Umgang mit dem Hubwagen.

Auch im Fortbildungsprogramm der Werkstatt Altona hat Elisabeth Roschen ihren festen Platz. Gerade hat sie einen Kurs zum Umgang mit dem Euro durchgeführt. Ein anderes Angebot hieß: „Wir flechten Körbe.“ Diese innerbetrieblichen Fortbildungen sind in der Regel Ein-Tages-Veranstaltungen. Eine Woche später vertieft sie das Gelernte noch einmal in einer Nachfolgesitzung, die über mehrere Stunden geht. Die Ergebnisse nehmen die Teilnehmer in Mappen mit nach Hause.

Obwohl die Ergotherapie nicht zum Standardprogramm einer Werkstatt gehört, ist der Altonaer Betrieb sehr froh über die Unterstützung, die Elisabeth Roschen den Kollegen bietet. Seit 20 Jahren arbeitet sie bereits in den Werkstätten und sie hat in dieser Zeit einen sicheren Blick für den Entwicklungsbedarf und die Entwicklungspotentiale der behinderten Mitarbeiter entwickelt. Dazu passt, dass die Altonaer Werkstatt inzwischen gerne als Praktikumsstelle für Ergotherapieschüler gewählt wird, die hier auch ihr praktisches Examen ablegen. Sechs PraktikantInnen pro Jahr schickt die Grone-Schule derzeit in die Werkstatt. Auch übers Internet knüpfen findige Ergotherapieschüler den Kontakt zu Elisabeth Roschen, um sich bei ihr zu bewerben. Und eine ehemalige Praktikantin arbeitet sogar zweimal wöchentlich ehrenamtlich weiter im Betrieb. All diese Erfolge bestätigen, dass es eine richtige Entscheidung war, der erfolgreichen Arbeit von Elisabeth Roschen auch den ihr gebührenden Platz in der Werkstatt einzuräumen.

Bergedorf



Die Reise-
gruppe in
den schönen
Dünen von
Amrum

**Die fünf Tage,
so stellte sich
schnell heraus,
wurden für alle
ein wunderschö-
nes Erlebnis.**



Fünf Tage auf Amrum

Die Gruppenreise der Tischlerei Bergedorf

Ende Oktober stehen Schullandheime oft leer. Das Wetter ist wechselhaft und Schulklassen wollen das Wetterrisiko nicht mehr eingehen. Die beiden Tischlergruppen in Bergedorf nutzen diese Zeit ganz bewusst zu einer Gruppenreise nach Amrum und konnten das Schullandheim „Honigparadies“ ganz alleine für sich nutzen. 23 Mitarbeiter machten sich am Montag, dem 27.10., auf den Weg nach Amrum, gemeinsam mit den Gruppenleitern Ralf Koepke und Martin Winkelmann, dazu ein Zivildienstleistender, eine FSJ-lerin und ich als Krankenschwester des Betriebes. Mit von der Partie war auch eine Rollstuhlfahrerin, die mit ihrem eigenen Bus befördert wurde. Der Rest der Truppe fuhr mit einem Mietbus zur Fähre nach Niebüll und setzte von dort über nach Amrum.

Das Schullandheim, so stellte sich heraus, war ein sehr netter Familienbetrieb. Wir wurden gut bekocht und regelrecht verwöhnt. Dadurch, dass keine anderen Gäste das Haus nutzten, hatten wir viel Platz und konnten die Zimmerbelegung nach den Wünschen der Mitreisenden ausrichten. Und auch der Preis hielt sich in den Grenzen, in denen uns Mittel zur Verfügung standen. Dadurch, dass die Behörde schon seit Jahren nicht mehr die Kosten für Maßnahmen dieser Art zahlt, ist die Werkstatt für solche Reisen auf Spendenmittel angewiesen. Hinzu kommt eine kleine Eigenbeteiligung der Mitarbeiter. Aber es musste natürlich niemand aus Geldmangel zu Hause bleiben.

Die fünf Tage, so stellte sich schnell heraus, wurden für alle ein wunderschönes Erlebnis. Das

Wetter spielte mit, auch wenn es gelegentlich etwas windig war. Wir Betreuer lernten die Mitarbeiter von einer Seite kennen, die uns im Werkstattalltag oft verborgen bleibt. Viele machten neue Erfahrungen, manche lebten regelrecht auf.

Eine der Hauptattraktionen war zum Beispiel die tägliche Fahrradtour, für die sich von Tag zu Tag mehr Teilnehmer meldeten. Wir radelten über Bretterwege durch die wunderschöne Strand- und Dünenlandschaft von Amrum und hatten viel Spaß dabei. Wer nicht mit dem Fahrrad unterwegs sein wollte, spielte in der Zeit Minigolf oder besuchte das Café am Strand und gönnte sich vielleicht einen Irish Coffee.

Ein weiterer Höhepunkt war eine sieben Kilometer lange Nachtwanderung zur Blauen Maus, einem Amrumer Tanzcafé.

Bergedorf

Bildunterschrift
Spaß am
Dünenstrand

Katja im Rollstuhl am Sandstrand



Fröhliche Gemeinschaft im gemütlichen Quartier

Die Mitarbeiter hätten die Freizeit gerne um weitere fünf Tage verlängert, aber leider mussten wir am Freitag, den 31.10., die schöne Insel wieder verlassen

Andere schöne Aktivitäten waren Drachensteigen, Muscheln sammeln am Strand oder Meeresschaum kicken. Und wir schoben Katja in ihrem Rollstuhl tatsächlich in einer gemeinsamen lustigen Aktion über den Sandstrand bis zur Schaumkrone der Nordsee, etwas, was sie sicher so schnell nicht vergessen wird.

An einem Tag besichtigten wir auch das heimatkundliche Mu-

seum, das in einer alten Mühle untergebracht ist, auf der wir nach Herzenslust herumklettern konnten.

Der Rest der Zeit verging mit Fußball und anderen Spielen auf dem großen Gelände des Schulandheimes.

Die Mitarbeiter hätten die Freizeit gerne um weitere fünf Tage verlängert, aber leider mussten

wir am Freitag, den 31.10., die schöne Insel wieder verlassen und zurück in unsere Großstadt.

Einige Wochen später trafen wir uns bei Kaffee und Kuchen nachmittags mit den Eltern, zeigten den Videofilm, den wir gedreht hatten, sahen uns Fotos an und erinnerten uns gemeinsam an die schönen Tage auf Amrum. *Andrea Piechotka*



Dialog zur Arbeitszufriedenheit in Meckelfeld

Im Jahre 2001 befragten die Elbe-Werkstätten im Rahmen des Qualitätsmanagements ihre Werkstattbeschäftigten zum Thema „Arbeitszufriedenheit“. Zwei Jahre später hat der Betrieb Meckelfeld – unsere Werkstatt für Menschen mit psychischer Erkrankung – eine Anschlussbefragung durchgeführt. Die Werkstattleiter beließen

es nicht bei diesen Befragungen, sie nahmen die Ergebnisse zum Anlass, mit dem gesamten Betrieb in einen Dialog zu treten: Im August 2003 veranstaltete die Werkstatt bereits den zweiten ganztägigen Workshop um die Fragestellung „Womit sind wir zufrieden? Womit sind wir nicht zufrieden?“

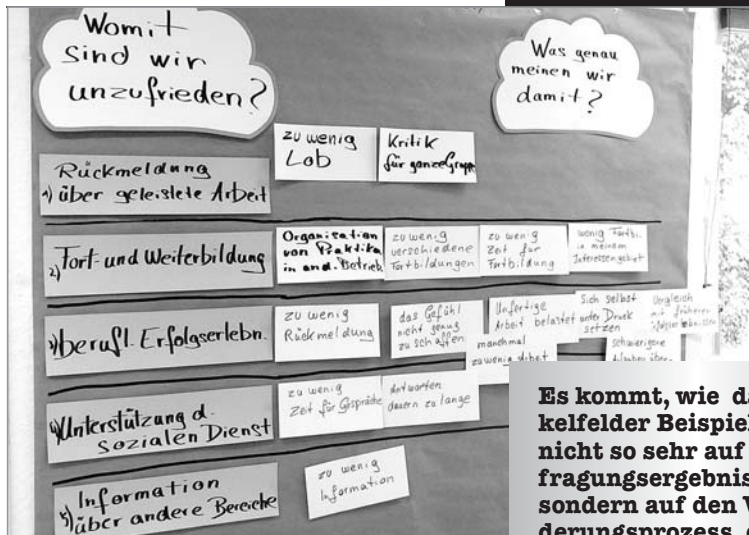


Betriebsleiterin Rosemarie Fritschi hat die Workshop-Leitung. Rechts unten: Arbeitsgruppenteilnehmer notieren ihre Wünsche und ihre Kritik.

Arbeitsgruppen beschäftigten sich mit den fünf als am schwierigsten betrachteten Befragungsergebnissen, den Themen „Rückmeldung zu unserer geleisteten Arbeit“, „Fort- und Weiterbildung“, „berufliche Erfolgserlebnisse“, „Unterstützung durch den Begleitenden Dienst“ und „Informationen über andere Bereiche und Betriebe der Elbe-Werkstätten“. Eine sechste Arbeitsgruppe thematisierte die Frage „Was hat sich zwischen 2001 und 2003 verändert? Was ist an Entwicklungen weiter zu leisten?“

Die Arbeitsgruppenteilnehmer schrieben im Metaplanverfahren ihre Gedanken zum jeweiligen Thema auf Kärtchen. Daraus ergaben sich Meinungsbilder und Ansätze für Weiterentwicklungen und Lösungen, die festgehalten und konkretisiert wurden. Dies erwies sich als ein erfolgreiches Vorgehen, um Schwachpunkte in der Zusammenarbeit aufzuspüren und Ideen für eine Verbesserung zu finden. Am Nachmittag stellten jeweils zwei Berichterstatter die Ergebnisse ihrer Arbeitsgruppe im Plenum vor.

Meckelfeld



Flipboard mit Stichpunkten für die Veranstaltung

Es kommt, wie das Meckelfelder Beispiel zeigt, nicht so sehr auf die Befragungsergebnisse an, sondern auf den Veränderungsprozess, der mit ihnen ausgelöst wird.

Die Veränderungsvorschläge bezogen sich unter anderem auf Mängel in der Kommunikation. Es wurde vereinbart, dass jede Gruppe einmal wöchentlich eine Gruppensitzung abhalten soll, in der über Aufträge und die Organisation der Arbeit, über Termine und auch über Konflikte in der Gruppe gesprochen werden kann.

Andere Vorschläge richteten sich auf die Verbesserung des Informationsflusses und auf den Bereich der Fort- und Weiterbildung. Die Mitarbeiter wollten mehr Fortbildung, längere Fortbildungseinheiten und zusätzliche Fortbildungsinhalte. Dem letztgenannten Punkt wurde durch die Schaffung einer weiteren halben Fortbildungsstelle bereits Rechnung getragen.

Zur Sprache kamen auch viele kleinere Beschwerden, die sich meist auf die Anerkennung der geleisteten Arbeit sowie auf Transparenz von Entscheidungen und Absprachen bezogen. Viele Konflikte konnten direkt geklärt werden.

Die interne Kommunikation und Werkstattentwicklung wird im Be-

trieb in den kommenden Vollversammlungen immer wieder Thema sein und nach zwei Jahren, also im Jahre 2005, ist dann die nächste Befragung fällig.

Der dialogische Umgang des Betriebs Meckelfeld mit den Ergebnissen der Mitarbeiterbefragung kann als vorbildlich gelten. Entscheidend ist, dass nicht die Führungskräfte die Aussagen interpretieren und Veränderungen einleiten, sondern dass die Ergebnisse zum Anlass genommen werden, in einem innerbetrieblichen Diskussionsprozess einzusteigen, in dem Mitarbeiter ihre Aussagen konkretisieren können und alle in den Verbesserungsprozess einbezogen sind. Es kommt nämlich, wie das Meckelfelder Beispiel zeigt, nicht so sehr auf die Befragungsergebnisse an, sondern auf den Veränderungsprozess, der mit ihnen ausgelöst wird. Professor Oppolzer, der die Kundenbefragungen in den Elbe-Werkstätten durchgeführt hat, bestätigt diese Erkenntnis: „Aufwändige und teure Mitar-



beiterbefragungen dienen leider allzu häufig nur der Bestätigung einer vorgefassten Meinung, die Ergebnisse landen in der Schublade.“

Der in Meckelfeld eingeschlagene Weg hat sich nach übereinstimmendem Urteil aller Beteiligten gelohnt. Die Arbeitszufriedenheit und das Betriebsklima haben sich durch diesen Prozess deutlich verbessert.



EW im Bild



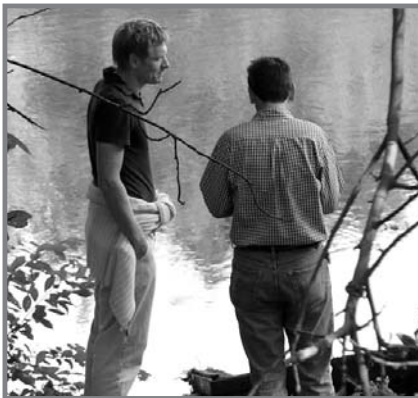
EW im Bild



Basar
Harburg 1:
In der Druckerei



Unten Mitte:
Arbeitsdemonstration
bei der Schürzen-
Produktion



Betriebsausflug Meckelfeld: Radtour zur Elbe
mit anschließendem Besuch beim Griechen



Gruppensprecher und Betriebsvertretung

Wie bewährt sich das neue System?

Zwei Jahre ist es her, dass die neue Mitwirkungsverordnung der Werkstätten unser altes System der Interessenvertretung behinderter Mitarbeiter mächtig durcheinanderwirbelte. Hatten wir bis dahin in jedem der fünf Elbe-Betriebe einen eigenen Werkstattrat, aus dessen Vorsitzenden sich der Gesamtwerkstattrat bildete, war plötzlich nur noch ein einziges Gremium für den Gesamtbetrieb zugelassen.



Der Gesamt-Werkstattrat tagt im Betrieb Harburg 1.

Die Elbe-Werkstätten nutzen die Chance. Sie stellen das bisherige System der Werkstatträte der Einzelbetriebe um auf ein System der Gruppensprecher, die nun in jeder einzelnen Arbeitsgruppe gewählt werden. Die gewählten Gruppensprecher bestimmen untereinander eine „Betriebsvertretung“, bestehend aus fünf Personen, die zuständig sind für die Belange des jeweiligen Hauses. Seit einhalb Jahren treffen sich die Sprecher regelmäßig und zwar alle 14 Tage: Zweimal jeweils die fünf Betriebsvertreter im kleinen Kreis, beim dritten Mal die Runde aller Gruppensprecher. So jedenfalls sieht es die Regelung im Betrieb Harburg 1 vor.

Beratend steht diesem Gremium der Sozialpädagoge Jan-Peter Nühs zur Seite. Ich frage ihn, welche Themen auf der Betriebsvertreterversammlung behandelt werden. „Es sind in der Regel Alltagsprobleme“, berichtet er. „Es geht um Feste, um Mängel im Toilettenbereich, in den Fluren, beim Telefon oder um Verschönerungsmaßnahmen im Hause. Es geht also um Einzelprobleme. Aktuell zum Beispiel um die Situation derjenigen, die auf die Busbeförderung in die Wohnheime angewiesen sind und die sich dringend ein Wartehäuschen wünschen. Außerdem sind wir gerade dabei, ein Fortbildungsprogramm für unseren Betrieb Harburg 1 auszuarbeiten. Dazu nutzen wir die Betriebsver-

tretung und ermitteln über die Gruppensprecher die Wünsche der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen.“

Außer dieser Arbeit als betriebliche Interessenvertretung entsendet die Runde der Gruppensprecher Vertreter in innerbetriebliche Gremien. Zu nennen ist z.B. die interne Entgeltkommission und der Ausschuss für Arbeitssicherheit. Und sie haben einen Sitz im Auswahlgremium für das pädagogische Personal, das heißt, ihr Vertreter bestimmt mit über die Einstellung von Gruppenleitern und Sozialpädagogen im Hause.

Zweimal im Jahr werden die beiden Betriebsleiter in die Gruppensprecherrunde eingeladen: Andreas Müller-Goldenstedt, der Betriebsleiter für den Bereich der Produktion und Sabine Gerdes, die für die Rehabilitation zuständig ist. Sie müssen über die Situation des Betriebes berichten und werden mit den aktuellen Wünschen und Problemen der Mitarbeiter konfrontiert.

Die Verbindung zum amtierenden Werkstattrat des Gesamtbetriebes ist ebenfalls gesichert. Er tagt in regelmäßigen Abständen mit den Vorsitzenden und Stellvertretern der fünf Betriebsvertretungen. Der Vorsitzende des Werkstattrates ist regelmäßig Gast bei den Sitzungen der Betriebsvertreter.

Wie beurteilt Jan-Peter Nühs, das neue System der Betriebsvertretungen mit den Gruppensprechern? „Ich halte es für gut und richtig“, sagt er, „dass es demokratisch gewählte Vertreter in jeder Gruppe gibt und dass sich diese Vertreter regelmäßig treffen.“

Elbe-Werkstätten



Sozialpädagoge Jan-Peter Nühs



WR-Mitglieder Petra Ricks und Jörg Pump



Damit ist die Vertretung des ganzen Hauses gewährleistet. Die Effizienz hängt natürlich wie immer von den handelnden Personen ab. Unsere Arbeit ist manchmal noch etwas mühsam. Eineinhalb Jahre sind keine lange Zeit und ich muss feststellen, dass die Zusammenarbeit noch nicht gut eingeübt ist. Das ist aber ein Problem, das offensichtlich auch der Werkstattrat hat. Es fehlt noch an Erfahrung und Routine und häufig ist es meine Aufgabe, die eingebrachten Themen zu sortieren: Welche sind persönlicher Art? Welche gruppenintern? Welche vielleicht auch übergreifend und damit Sache des Werkstatrates? Und welche Themen sind tatsächlich die Sache der Betriebsvertretung?"

Jan-Peter Nühs überlegt, in das neue Fortbildungsprogramm für Harburg eine Schulung der Gruppensprecher und der Betriebsvertretung aufzunehmen. „Ich bin sicher“, so sagt er, „nach einer genügend langen Anlaufzeit und mit der nötigen Unterstützung und Ausbildung wird sich das System der Betriebsvertretung und der Gruppensprecher als wichtiges Instrument der Interessenvertretung in unserem Haus einspielen.“

Meine Arbeit als Interessenvertreter

Matthias Gierrth ist Gruppensprecher und Mitglied in der Betriebsvertretung Harburg 1. Er berichtet über seine Arbeit:

Ich vertrete die Interessen der Mitarbeiter in der Gruppe von Dieter Lunau, das ist eine Verpackungsgruppe. Meine Aufgabe ist es, Probleme in der Gruppe mit dem Gruppenleiter oder -helfer zu besprechen. Die Mitarbeiter können zu mir kommen. Ich gebe ihre Anliegen oder Probleme dann weiter. Das kann Ärger mit den Kollegen sein oder dass etwas mit der Arbeit nicht stimmt usw. Ich mach' das jetzt schon zwei Jahre lang. Aber ehrlich gesagt: Schlimme Probleme sind in dieser Zeit noch nicht aufgetaucht.

In der Betriebsvertretung reden wir über Probleme im Haus, z.B. über das Warthhäuschen, das dringend nötig ist, damit diejenigen, die auf den Eckel-Bus warten, nicht immer bei Wind und Wetter draußen stehen müssen. Wir haben Andreas Müller-Goldenstedt

und Sabine Gerdes, die Betriebsleiter, dazu zur nächsten Sitzung eingeladen. Außerdem beschäftigen wir uns mit Fragen wie dem Basar oder dem Sommerfest. Jan-Peter Nühs ist unser Assistent und macht immer ein Protokoll von jeder Sitzung.

Den Gruppenmitgliedern in meiner Arbeitsgruppe berichte ich von den Sitzungen, indem ich das Protokoll vorlese und zwar alle 14 Tage, wenn wir Gruppenbesprechungen haben. Dass diese Gruppenbesprechungen stattfinden, darauf muss ich manchmal drängen, weil unser Gruppenleiter vor lauter Arbeit oft dazu nicht kommt. Und natürlich bereite ich auch die Gruppenausflüge mit vor.

Ich mag meine Arbeit als Gruppensprecher und Betriebsvertreter sehr gerne und würde es auch gerne bleiben, wenn wieder gewählt wird.“



Links: Matthias Gierrth an seinem Arbeitsplatz
Rechts: WR-Vertreter aus Altona in Harburg 1



„Die Entwicklung als ich vermu

Geschäftsführer Jürgen Lütjens zu ein

Schwindelfrei: Herr Lütjens, in unserer Sonderausgabe zum Abschied des Geschäftsführers Bodo Schümann haben Sie angekündigt, dass es mit Ihnen an der Spitze keine sensationellen Richtungsänderungen in der Arbeit geben wird. Zitat: „Ich werde die Arbeit, so wie wir sie gemeinsam geplant haben, fortführen.“ Was ist Ihr Resümee nach eineinhalb Jahren? Ist die Entwicklung so eingetreten, wie Sie es vorausgesehen haben?



Jürgen Lütjens: Es gab eine sehr viel schnellere Entwicklung als ich vermutet habe. In den letzten eineinhalb Jahren gab es eine Menge an Verantwortungs- und Kompetenzverlagerungen in die Betriebe und auf die Betriebsleitungen und eine schnelle Umsetzung weiterer Dezentralisierung. Der Prozess hat eine Eigen- dynamik bekommen, die sich aus den in Gang gesetzten Arbeits- prozessen ergeben hat. Wir haben zwei Arbeitsgruppen ein- gesetzt, die sich mit Standard-

ablaufregelungen für Personal- und Organisationsentwicklung beschäftigen. Aus den angeschobenen Entscheidungsprozessen ist ein hoher Handlungs- druck erwachsen, sicher auch, weil ungeklärte Zwischenstadien immer schwer auszuhalten sind.

Delegation von Verantwortung

Schwindelfrei: Hat es auch für Sie persönlich eine Entwik- lung gegeben?

Jürgen Lütjens: Ja, ich habe nicht vorausgesehen, wie stark ich Verantwortung wirklich delegieren würde. Genau das habe ich getan. Ich habe eine Reihe von Aufgaben an den Leitungs- kreis weitergegeben und habe gesagt: „Ihr macht das“. Und das natürlich mit allen Konsequenzen, nicht nur als Pseudo-Delegation. Formal stehe ich weiter in der Verantwortung und bin in der Haftung. Deswegen kann ich nur an Personen delegieren, die per- sönlich und fachlich für die Ver- antwortungsübernahme geeignet sind. Aber mittlerweile bin ich wirklich soweit, dass ich weiß, ich kann mich auf jede Einzelperson im Leitungskreis verlassen nach dem Motto: Sie können das. Ich entscheide dann natürlich auch nicht mehr im Detail, sondern nehme mehr eine beratende Funktion bei schwierigen Fragen wahr.

Schwindelfrei: Warum hat sich der Betrieb neue bzw. ver- änderte Unternehmensleitlinien gegeben?

Jürgen Lütjens: Das war die Konsequenz aus eben dieser ra- santen Entwicklung. Die Unter- nehmensteitlinien von 1993 mus- ten neu formuliert oder ergänzt werden, z.B. mit den Führungs- grundsätzen. Wir mussten unsere Philosophie überarbeiten und sie neu in die Betriebe tragen. Unser Anspruch ist es, diese Leitlinien auch zu leben, sie in unserer Unternehmenskultur sichtbar zu machen. Sie sollen nicht nur in der Schublade liegen, sondern unseren Alltag prägen.

Entwicklungen im Produktionsbereich

Schwindelfrei: Welche Ent- wicklung gibt es in der Produk- tion?

Jürgen Lütjens: In den Zeiten der angespannten Konjunktur spüren wir den Kostendruck der Auftraggeber, die ihre Arbeits- prozesse beschleunigen und verdich- ten. Sehr viel mehr an Aufträgen läuft „Just-in-Time“, die Terminset- zung ist viel enger, der Kosten- druck wird an uns weitergegeben.

Schwindelfrei: Sind wir ge- zwungen, Teile der Produktion umzustellen?

Jürgen Lütjens: Ja, der Ver- packungs- und Montagebereich wird sich reduzieren und wir müs- sen Ersatz dafür finden. Wir müs- sen sehen, wo sich Märkte für uns ergeben. Diese gibt es z.B. im Recyclingbereich, wo wir, wenn die neue Verordnung kommt, mit anderen Werkstätten zusammen massiv einsteigen können. Unsere

g ging schneller, tet habe“



einhalb Jahren alleiniger Verantwortung

Stärke sind nach wie vor natürlich die manuellen Tätigkeiten, die wir qualitativ einwandfrei und termintreu anbieten können.

Und wir suchen Mischungen aus Technik, Logistikleistung und manueller Tätigkeit. Ein Beispiel dafür ist der Bereich Books on Demand, der mit einer hochwertigen Technologie ausgestattet ist und wo wir im Anschluss an die Druck- oder besser Kopiervorgänge die Buchbindearbeiten übernehmen, an der viele Mitarbeiter beteiligt sind.

Schwindelfrei: Wie sieht es aus mit Verlagerungen der Produktionen in den Dienstleistungsbereich?

Jürgen Lütjens: Ich sehe den Dienstleistungsbereich zukünftig eher geeignet für den Personenkreis der psychisch behinderten Menschen. Der Dienstleistungsbereich, speziell in Hamburg, ist hart umkämpft und die Tätigkeiten dort sind nur für einen Teil der geistig behinderten Mitarbeiter geeignet.

Entwicklungen im Reha-Bereich

Schwindelfrei: Mit der Einrichtung einer neuen Stabsstelle liegt ein künftiger Teil unserer Arbeit in der Reha-Entwicklung. Was ist da beabsichtigt?

Jürgen Lütjens: Die Stelle von Ralf Vogel und der Sachbearbeiterin Birgit Janovsky ist eine betriebsübergreifende fachliche Be-

triebsfunktion, die die fünf Betriebe in ihrer Rehabilitationsentwicklung unterstützen soll. Sie soll diese Entwicklungen aufnehmen, weiterführen, Schulungen organisieren und den betrieblichen Reha-Leitungen zuarbeiten. Das alles ist dezentral nicht leistbar.



„Ich sehe den Dienstleistungsbereich zukünftig eher geeignet für den Personenkreis der psychisch behinderten Menschen.“

Schwindelfrei: Welche Themen stehen dort auf der Tagesordnung?

Jürgen Lütjens: Zunächst einmal die Weiterführung der individuellen Entwicklungsplanung mit dem Lernfeldplan und die Aufbereitung von arbeitspädagogischen Methoden. Der Bereich soll Informationen zur Verfügung stellen und Entwicklungen aufnehmen und für uns nutzbar machen.

Neue Angebotsformen beruflicher Integration

Schwindelfrei: Unser Berufsbildungsbereich ist z. Zt. mit weit über 100 Mitarbeitern so groß wie nie zuvor. Es gibt offensichtlich eine verstärkte Anfrage nach Werkstattarbeitsplätzen, zumindest in den Elbe-Werkstätten, aber auch eine Nachfrage nach veränderten Angeboten. Was können wir da bieten?

Jürgen Lütjens: In der beruflichen Bildung haben wir ja schon einige Zeit den externen Berufsbildungsbereich mit einer Qualifizierung in Betrieben des Ersten Arbeitsmarktes kreiert. Ergänzt wird dies in diesem Jahr um einen Ausbildungsgang im Bereich Kindertagesstätten. Im Produktionsbereich verlagern wir ebenfalls Arbeitsplätze in Betriebe des Ersten Arbeitsmarktes, sowohl mit ganzen Gruppen als auch in Einzelarbeitsplätzen. Das bedeutet natürlich eine Veränderung der betrieblichen Strukturen und neue Herausforderungen für die Betriebe. Wir müssen die Betreuung und Anleitung vor Ort sicherstellen. Mit dem „ambulanten Gruppenleiter“ haben wir genau das getan.

Schwindelfrei: Gibt es eine prozentuale Zielgröße für ausgelagerte Arbeitsgruppen und Einzelarbeitsplätze?



Interview



„Wir haben jetzt das dritte Jahr mit hohen Zuwachszahlen.“

Jürgen Lütjens: Nein, die gibt es so nicht, aber die Auslagerung ist ein Schwerpunkt in unserer Akquisitionstätigkeit.

für die Individuelle Entwicklungsplanung und auch für unser Arbeitsplatzangebot.

Veränderter Personenkreis

Schwindelfrei: Geht die erhöhte Nachfragesituation auch einher mit einer Veränderung im Personenkreis, der in die Werkstatt will?

Jürgen Lütjens: Das ist schon seit einigen Jahren zu beobachten und ich bedaure sehr, dass es keine Arbeitsgruppe gibt, in der die Behörde für Soziales und Familie mit uns zusammen dieses Thema bearbeitet. Trotz vieler Hinweise unsererseits hat sich dort leider noch nichts getan. Wir haben deswegen eine wissenschaftliche Begleitforschung beantragt, die sich dieses Themas annehmen soll. Ich hoffe, sie wird vom Integrationsamt bewilligt. Es zeichnet sich ab, dass dies nicht nur ein Hamburger, sondern ein bundesweiter Trend ist, der dringend bearbeitet werden muss, weil die Änderung des Personenkreises Konsequenzen hat für die berufliche Bildung,

Schwindelfrei: Die Behörde hat vor Jahren schon ein Ende des Wachstums an Werkstattarbeitsplätzen angekündigt. Wie sehen Sie diese Prognose?

Jürgen Lütjens: Die Zahlen zeigen: Es gibt dafür keine Bestätigung. Jedenfalls nicht bei uns, bei den Elbe-Werkstätten. Wir haben jetzt das dritte Jahr mit hohen Zuwachszahlen. Leider fehlen mir die Planungsinformationen seitens der Behörde und ich kann keine mittelfristige Aussage machen und keine mittelfristige Unternehmensplanung vornehmen.

Neubauvorhaben

Schwindelfrei: Eine Reaktion auf diesen Zuwachs sind ja die drei aktuellen Neubauvorhaben.

Jürgen Lütjens: Ja, damit decken wir zum Einen schon bestehende Kapazitätsengpässe ab, zum Anderen versuchen wir, der sich abzeichnenden Nachfragesituation Rechnung zu tragen. Mitarbeiter haben ja nach dem SGB

IX einen Rechtsanspruch auf Aufnahme in die Werkstatt. In den Kostensatzverhandlungen hat die Behörde angekündigt, sie wolle künftig die Bedarfe steuern. Man darf gespannt sein, wie sie dies in die Praxis umsetzt.

Schwindelfrei: Wie steht es denn im Moment mit den drei Neubauvorhaben, dem Ersatz für Meckelfeld, dem Försterkamp und dem Erweiterungsbau für Bergedorf?

Jürgen Lütjens: Die Finanzierung ist in heutigen Zeiten nur schwer hinzukriegen. Die Entscheidungen verzögern sich und die Terminlage spitzt sich immer mehr zu. Mittlerweile ist das Neubauvorhaben „Werkstatt für psychisch Behinderte“ unter Dach und Fach. Ende März ist dort Baubeginn. Mit den anderen beiden Projekten bin ich zum jetzigen Zeitpunkt noch in Klärung.

Schwindelfrei: Mit den Neubauvorhaben sind auch einheitliche Leitlinien für die bauliche Gestaltung in den Elbe-Werkstätten geplant.

Jürgen Lütjens: Ja, das stimmt. Es geht sogar schon noch eher los, nämlich bei der Namensgebung. Die Namen für die einzelnen Standorte sind historisch gewachsen und sie sollen einer einheitlichen Linie folgen. Auch in der inneren Ausgestaltung der Gebäude sollen sich die Unternehmensleitlinien widerspiegeln. Wir haben deshalb einen Planungsauftrag erteilt, um die architektonische Ausgestaltung nach einheitlichen Gesichtspunkten zu

Interview

„Die drei Geschäftsführer sind übereingekommen vorzuschlagen, dass der Prozess des Zusammenschlusses ohne betriebsbedingte Kündigungen ablaufen soll.“



konzipieren. Wir beginnen dann mit den Neubauten, die älteren Gebäude folgen später nach.

Zusammenschluss der Werkstätten in Hamburg

Schwindelfrei: In der Hamburg-weiten Diskussion ist derzeit das Stichwort „Konzernbildung der Werkstätten“ in aller Munde. Gemeint ist der Zusammenschluss der drei Werkstätten Winterhuder und Hamburger Werkstatt und Elbe-Werkstätten. Wie ist dort der Stand?

Jürgen Lütjens: Es gibt eine Arbeitsgruppe der drei Geschäftsführer und der Verwaltungsleiter, die gemeinsam mit einem Unternehmensberater Vorschläge unterbreiten für die Organisationsstruktur und den rechtlichen Rahmen. Vier Ziele sind formuliert:

1. Wie lassen sich Kundenwünsche in der neuen Struktur zügig aufnehmen und umsetzen? (Wobei sowohl die Rehabilitationskunden als auch die Unternehmenskunden gemeint sind.)
2. Wie lässt sich eine hohe Anpassungs- und Entwicklungsfähigkeit des neuen Konzerns gewährleisten?
3. Wie lassen sich Effekte in der Leistungserbringung realisieren?
4. Wie kommen wir zu Kostensenkungen pro Mitarbeiter in der Leistungserbringung?

Schwindelfrei: Woher kommt der Druck für einen solchen Zusammenschluss?

Jürgen Lütjens: Der Druck kommt aus der ständig steigenden Kostensituation und der angespannten Haushaltslage der Stadt Hamburg. Die Behörde sieht in einem solchen Zusammenschluss gute Chancen für eine längerfristig wirksame Kostensenkung und drängt sehr auf eine Realisierung dieses Zusammenschlusses.

Schwindelfrei: Wie stehen Sie persönlich dieser Idee gegenüber?

Jürgen Lütjens: Ich sehe darin für uns Werkstätten eine große Chance, sich zukünftigen Entwicklungen frühzeitig zu stellen und beurteile den Arbeitsauftrag als sehr positive Herausforderung an die Gestaltungskraft der Geschäftsleitungen und der Gesellschafter.

Schwindelfrei: Bedeutet es nicht eine Verarmung der Rehabilitationslandschaft, wenn drei eigenständige Betriebe sich zu einem zusammenschließen?

Jürgen Lütjens: Nein, die drei Betriebe bleiben ja als rechtlich eigenständige Betriebe erhalten, nur übergreifende Steuerungs- und Entwicklungsprozesse werden vereinheitlicht. Es handelt sich nach dem jetzigen Stand der Überlegungen um eine strategische Steuerungsholding. Das operative Geschäft bleibt in den Betrieben und damit bleibt auch das differenzierte Angebot der Betriebe erhalten. Das heißt auch, dass

die Identifizierung der Mitarbeiter und des Personals mit ihrem Betrieb erhalten bleibt.

Schwindelfrei: Die Kolleginnen und Kollegen hören Begriffe wie „Synergie“, „Kostensenkung“ und „Einspareffekte“ und haben Angst vor Entlassungen.

Jürgen Lütjens: Die drei Geschäftsführer sind übereingekommen vorzuschlagen, dass der Prozess des Zusammenschlusses ohne betriebsbedingte Kündigungen ablaufen soll.

Schwindelfrei: Aber irgendwelche Effekte muss das Ganze doch haben? Nehmen wir doch mal die drei Geschäftsführer: Bei nur noch einem Konzern sind doch zwei überflüssig oder nicht?

Jürgen Lütjens: Da die Betriebe eigenständig bleiben, brauchen wir auch drei Geschäftsführer, aber wir brauchen natürlich auch eine Gesamtleitung der Holding. Es ist Aufgabe der Gesellschafter, dazu die notwendigen Personalentscheidungen zu treffen.

Schwindelfrei: Letzte Frage: Wann, schätzen Sie, wird die Planung umgesetzt?

Jürgen Lütjens: Wenn alles glatt läuft, kommen wir in der ersten Hälfte 2004 zu Entscheidungen, d. h., in der zweiten Hälfte 2004 laufen die Vorbereitungen für die Umsetzung. Die Durchführung wird dann erst im Jahre 2005 erfolgen.

Schwindelfrei: Vielen Dank, Herr Lütjens.



Werkstatt

Welche Entwicklungen nehmen Wfb

Die sozialen Systeme in Deutschland werden zu teurer, Sparswänge sind allenthalben spürbar. Viele Projekte und Einrichtungen hat der Rotstift in den letzten Jahren empfindlich getroffen, für einige bedeutete dies sogar das Aus. Können die Werkstätten in dieser Situation so bleiben wie sie sind? Die Antwort lautet: Nein. Es zeichnen sich heute schon Verände-

rungstendenzen ab, die sich unter dem – wie ich glaube heilsamen – Kostendruck in den nächsten Jahren verstärken werden. Wohin geht diese Reise? Was sind das für Veränderungen, auf die wir uns einstellen müssen? Ich habe mit vielen Experten über diese Fragen gesprochen und will versuchen, die aktuellen Entwicklungen in zehn Trends zusammenzufassen.



Trend 1:

Werkstätten müssen Produktionskosten erwirtschaften.

Eingliederungshilfe schlägt in den öffentlichen Haushalten mittlerweile höher zu Buche als die Hilfe zum Lebensunterhalt. Tendenz steigend. Die Politik wird die Notbremse ziehen und versuchen, Kosten einzudämmen. In der Werkstattfinanzierung werden unter anderem künftig, wie bei unseren Nachbarn in Holland z.B. schon geschehen, produktionsbezogene Kosten in immer geringerem Maße übernommen. Damit reduzieren sich die Kostensätze mehr und mehr auf die Vergütung von Betreuungskosten. Im Klartext: Die Werkstätten müssen mehr als bisher erwirtschaften, um ihrer Aufgabe gerecht zu werden.

Trend 2:

Werkstätten treten in Wettbewerb.

In den Großstädten ist es bereits Realität, in den ländlichen Regionen finden sich erste Anzei-

chen dafür: Der Werkstattmarkt öffnet sich. Werkstätten treten untereinander in Konkurrenz, Privatanbieter beleben den Markt, Institutionen der beruflichen Rehabilitation versuchen, sich in der Berufsbildung des Werkstattklientels zu etablieren.

Die Folgen: Leistungsstarke Anbieter verdrängen leistungsschwache, der Kostensatz sinkt. Aber den Kunden – sprich: den behinderten Menschen – bieten sich Wahlmöglichkeiten.

Trend 3:

Werkstätten profilieren sich.

Als Folge des Wettbewerbs legen die Werkstätten sich ein klares Profil zu – sie spezialisieren sich. Vier Haupt-Werkstattstypen können sich herausbilden.

- Die leistungsorientierte Werkstatt in der Nähe zum Allgemeinen Arbeitsmarkt mit einem geringeren Förder- und Betreuungsangebot und mit hohen Verdienstmöglichkeiten,
- die klassische WfbM, zugeschnitten auf den Personenkreis geistig behinderter Menschen,
- die tagesstrukturierenden Werkstätten mit einem Schwerpunkt in der Förderung und Betreuung
- und die Qualifizierungswerkstätten.

Denkbar ist aber auch, dass eine Werkstatt alle diese Bereiche weiterhin anbietet, dann jedoch

mit einer klaren Binnendifferenzierung, das heißt als relativ eigenständige Unternehmensbereiche.

Trend 4:

Die Nachfrage ändert sich.

Die Veränderung in der Angebotssituation erzeugt eine veränderte Nachfrage. Verbesserte Qualifizierung, differenzierte Arbeits- und Förderungsangebote und höhere Verdienstmöglichkeiten verstärken die Aufnahme von lernbehinderten und psychisch behinderten Mitarbeitern. Auch die Nachfrage von Gruppen, die bisher nur in Ausnahmefällen in der Werkstatt anzutreffen waren – Schädel-Hirn-Traumatikern, Autisten, verhaltensauffälligen Menschen – steigt und macht eine jeweils neue Ausrichtung des Werkstattangebotes nötig. Die Spezialisierung ermöglicht aber auch eine verstärkte Öffnung für Schwer- und Mehrfachbehinderte. Der Werkstattmarkt wird vielfältig. Wir haben nicht nur einen Werkstatt-Typ mit einem relativ gleichförmigen Angebot, sondern ein Netz von vielfältigen Werkstattformen.

Trend 5:

Qualifizierung wird ein wichtiges und umkämpftes Marktsegment.

Dreh- und Angelpunkt der sich ändernden Werkstattszene mit einem sich öffnenden Markt ist der Qualifizierungsbereich. In ihn stoßen benachbarte Anbieter der beruflichen Rehabilitation und zwingen die Werkstätten zur Pro-

2020 –

M in den nächsten 16 Jahren?



fessionalisierung, wollen diese das Marktsegment nicht verlieren. Verbesserte Qualifizierung ist aber auch inhaltlich erforderlich für anspruchsvollere Produktionen und Dienstleistungen, für den Zugang zum Allgemeinen Arbeitsmarkt in unterschiedlicher Form und um den neuen Zielgruppen gerecht zu werden. Qualifizierung wird in den Werkstätten zu einem eigenständig organisierter Bereich mit modularisiertem und individualisiertem Angebot.

Trend 6: Es entstehen differenzierte Zugangsmöglichkeiten zum Ersten Arbeitsmarkt.

Die häufig vorhergesagte Vermittlungswelle aus Werkstätten in tariflich entlohnte Arbeitsverhältnisse auf dem Ersten Arbeitsmarkt hat sich bisher nicht bestätigt. Integrationsversuche sind nur mäßig erfolgreich, der Arbeitsmarkt ist nur begrenzt aufnahmefähig. Das wird sich ändern, wenn der Zwang zur tariflichen Entlohnung fällt, bzw. Werkstattkosten in eine dauerhafte Lohnsubventionierung umgewandelt werden können. Die Werkstätten sind aber ebenfalls schon auf dem Weg, eigene Zugangsmöglichkeiten zum Ersten Arbeitsmarkt zu entwickeln, und zwar in Form ausgelagerter Arbeitsgruppen und ausgelagerter Einzelarbeitsplätze, zum Teil zu einem reduzierten Kostensatz. Im Gespräch sind außerdem Arbeitnehmerüberlassungsmodelle und auch komplette Integrationsabteilungen in Betrieben des Ersten Arbeitsmarktes werden in Zukunft an Bedeutung gewinnen. Am Ende steht ein bunter Strauß von unterschiedlichen Formen der Integration behinderter Menschen in den Ersten Arbeitsmarkt. Unter dem Dach der Werkstatt, in „Zwischenformen“ oder festangestellt in den jeweiligen Betrieben.

Trend 7:

Der Produktionsbereich professionalisiert sich weiter.
Unter dem Zwang der Kostenreduzierung müssen die Werkstätten, stärker als bisher, investieren und produktionsbezogene Kosten selber erwirtschaften (s. Tendenz 1). Das ist nur möglich, indem sich die Fertigungsbreite reduziert, „weg vom Bauchladen“ und mehr Fertigungstiefe entsteht. Künftig werden also weniger Produkte angeboten, dafür aber in unterschiedlichen Varianten. Die Werkstätten bewegen sich am Markt mit kompletten Fertigungs- und Logistikklinien. Allerdings wird es zunehmend schwerer, stärker behinderte Menschen in diese Produktionsabläufe einzubinden.

Trend 8:

Werkstätten vernetzen sich mit Betrieben des Arbeitsmarktes.
Um die erforderliche Professionalität und Produktivität zu erreichen, werden sich Werkstätten stärker als bisher mit Betrieben des Ersten Arbeitsmarktes vernetzen, und zwar in zweifacher Hinsicht: Werkstätten arbeiten in einer Logistikkette als Subunternehmer eines Konzerns oder sie beschäftigen Fremdunternehmen als Subunternehmer für die WfbM.

Trend 9:

Der neue Schwerpunkt im Produktionsbereich heißt Dienstleistung.
Die Professionalisierung in Auftrags- und Eigenfertigung wird flankiert von einem Ausbau der Dienstleistungsangebote. Schwerpunkte liegen im Bereich der Gastronomie, der Reinigung, der Wäscherei, der Hausverwaltung mit Renovierung und Reparatur, Transportbereich und am oberen Ende dem Bereich Informationstechnologie und Telearbeit.

Trend 10:

Die Werkstattstruktur „virtualisiert“ sich.
Neben der Werkstattarbeit in den traditionellen Werkstattgebäuden erfordert die neue Ausrichtung mehr und mehr eine „Virtualisierung der Werkstatt“. Dies bedeutet: Immer mehr Arbeitsplätze entstehen in dezentralen kleinen Werkstatteinheiten (die nicht auf Dauer angelegt sein müssen), im Stadtteil bzw. in der Gemeinde und bei ortsansässigen Betrieben.

Quintessenz:

Werkstätten der klassischen Art wird es in Zukunft immer weniger geben. Werkstätten stehen unter einem starken Entwicklungszwang, der sich aus sinkenden Einnahmen und einer sich verstärkenden Konkurrenzsituation speist. Die Entwicklungsfelder heißen: Differenzierung bzw. Spezialisierung, Professionalisierung der Qualifikation bzw. Aus- und Weiterbildung, Professionalisierung der Produktion, Organisation von vielfältigen Möglichkeiten des Zugangs zum Ersten Arbeitsmarkt und „Virtualisierung“. Verstärkt werden diese Tendenzen durch Einflussfaktoren, deren Bedeutung im Moment noch nicht abseh-

Arbeit in der WfbM



Werkstätten der klassischen Art wird es in Zukunft immer weniger geben.

bar sind. Dazu gehören das Persönliche Budget, die Auswirkung der europäischen Einigung und auch die Osterweiterung der Europäischen Union.

Dieter Basener



Elbe-Werkstätten – kurz gefasst

Übernahme der Hausreinigung im Museum der Arbeit

Im Hamburger Museum der Arbeit haben die Elbe-Werkstätten bisher die Aufsicht geführt, ein kleines Café betrieben und die Außenanlagen gepflegt.

Ab Beginn 2004 kommt ein weiteres Tätigkeitsfeld hinzu: Die Übernahme der Hausreinigung. Behinderte Mitarbeiter für dieses komplexe und interessante Tätigkeitsfeld werden noch gesucht.

Externer Berufsbildungsbereich – ein gefragtes Projekt

Das Interesse für das richtungsweisende Berufsbildungsangebot der Elbe-Werkstätten, „Externer BBB Pflege und Hauswirtschaft“, nimmt bundesweit zu. Gleich mehrfach hat das Team in jüngster Zeit seine Arbeit vorgestellt:

Auf dem LAG-Kongress „Wege der Integration behinderter Menschen ins Arbeitsleben“, auf dem Arbeitstreffen der AWO-Geschäftsführer in Hamburg und auf einem internationalen Kongress des Europäischen Sozialfonds in Bozen, wo erfolgreiche und mittlerweile am Markt etablierte Projekte sich vorstellten, die europä-

sche Förderung erhalten haben. Im März präsentieren die Kolleginnen ihr Angebot auf der Werkstattmesse in Offenbach, gemeinsam mit dem Qualifizierungsprojekt „Helferinnen in der Kindertagesstätte“, das die Elbe-Werkstätten gemeinsam mit der Fachschule für Sozialpädagogik in Altona durchführt.

Betriebssportgemeinschaft Segeln gegründet

In den Elbe-Werkstätten gründete sich Ende November eine neue Betriebssportgemeinschaft, die „BSG Segeln“.

Acht Gründungsmitglieder waren anwesend. Die neue Gemeinschaft tritt dem Betriebssportverband Hamburg bei. Sie finanziert sich durch Mitgliedsbeiträge und einem Zuschuss des

Arbeitgebers. Ein segelfähiges Boot ist vorhanden, es wird zur Zeit restauriert. Im Frühjahr wird der Segelbetrieb aufgenommen. Weitere Mitglieder sind herzlich willkommen.



Kantinenbetrieb Nymphenweg zertifiziert

Im Sommer 2003 nahm der Kantinenbetrieb im Nymphenweg die Hürde, die die ISO-Normen ihnen stellten.

Als eine der ersten Großküchen einer WfbM konnte das Team sein TÜV-Zertifikat entgegennehmen. Gratulation, liebe Küchencrew!

Neue Form des Werkstattbasars

Die Werkstatt Bergedorf hat die traditionelle Form ihres Basars geändert. Sie koppelte ihn mit einem „Tag der Offenen Tür“ und weckte damit großen Interesse bei den Besucherinnen und Besuchern.

In Arbeitsvorführungen präsentierte sich unter anderem die Tischlerei und die Lattenrostmontage. Besucher hatten die Möglichkeit, an Führungen teilzunehmen und sich ausführlich informieren zu lassen. Alle Beteiligten empfanden den Ablauf und das

Interesse der Besucher als einen Erfolg. Auch der nächste Basar wird in dieser Form durchgeführt.

Achtung Terminverlegung: Der nächste Bergedorfer Basar findet nicht am 2. Advent sondern bereits am 21.11.2004 statt.



Verschieden ist normal

Der Autorenwettbewerb der Elbe-Werkstätten

„Verschieden ist normal,“ so lautete das Motto des Autorenwettbewerbs, den die Elbe-Werkstätten gemeinsam mit dem Verlag Books on Demand im Frühjahr 2003 ausschrieben. Menschen mit und ohne Behinderung waren aufgefordert, einen Beitrag einzusenden: Erlebtes oder Erfundenes, Nachdenkliches oder Trauriges, Amüsantes, positive und negative Erfahrungen, Berichte, Beobachtungen, Liebesgeschichten, Träume und Hoffungen. Unterstützt wurde die Aktion von der Hamburger Sozialbehörde und dem Hamburger Abendblatt. 300 Beiträge gingen ein. Eine hochrangig besetzte Jury wählte die zehn besten Einsendungen aus und fasste sie in einem Buch zusammen. Im Dezember wurde es im Rahmen der Abschlussveranstaltung zum Europäischen Jahr der Menschen mit Behinderungen im Hamburger Rathaus vorgestellt.

Das Buch enthält Geschichten sehr unterschiedlicher Art: Die eigene wechselvolle Lebensgeschichte, berührende Erlebnisse und spannende Erzählungen. Interessante Notiz am Rande: Das Verhältnis zwischen männlichen und weiblichen Autoren lag bei vier zu sechs. Aber nur ein Mann hat es mit seiner Geschichte unter die besten Zehn geschafft, neun der veröffentlichten Geschichten stammen aus der Feder von Frauen.



Falls Sie, liebe Leser, sich für das Ergebnis des Autorenwettbewerbs interessieren:

Das Buch zum Autorenwettbewerb trägt den Titel „Verschieden ist normal“, ist erschienen 2003 bei der Books on Demand GmbH, Norderstedt, hat die ISBN-Nummer 3-8334-0602-X und kostet als Taschenbuchausgabe 9,90 Euro. Erhältlich ist es im Buchhandel oder im Internet unter: www.bod.de.



Von 300 Einsendungen zum Wettbewerb konnten nur zehn veröffentlicht werden, 290 Beiträge mussten unberücksichtigt bleiben. Das ist äußerst bedauerlich, denn fast jeder Beitrag war eine Veröffentlichung wert. Es gab sehr schöne, traurige, amüsante und bewegende Geschichten, die sich nicht im Buch wiederfinden. Schwindelfrei bringt deshalb auf den nächsten Seiten Auszüge aus eingesandten Beiträgen, die bisher nicht veröffentlicht wurden.

Herbert Gerke:

Julius - Die Frage der Intelligenz und das Glück

Ich weiß nicht mehr, welcher Tag es genau war – draußen stürmte es. Scheinbar ein Herbsttag. Scheinbar ein Sonntag – ich war um 11 nicht in der Firma. Julius hatte mir das von ihm selbst abgeänderte Mühlebrett auf den Platz, den ich abends auf dem Sofa einzunehmen gedachte, gelegt. In seinen Händen, die wie immer heftig zit-

„Du musst lachen“ hatte ein Stück weit zumindest ein Fenster in seine Welt geöffnet. Wahrscheinlich hatte es das eiserne Tor zu meiner gleich mit aufgestoßen.

terten, hielt er die meisten der Spielfiguren. „Mühle“, sagte er hastig. Ich legte das Handy auf den Tisch und setzte mich neben das Brett. Er hielt die Figuren ganz fest, so als wolle er sie beschützen. Während ich diejenigen, die ihm auf den Boden gefallen waren, aufhob und auf die Linien stellte, legte er vorsichtig den Inhalt seiner rechten Hand auf das Sofa. Schließlich gab er zögernd auch die anderen frei, von denen einige langsam zur Ritze am Rücken des Sofas rollten. Ich bemühte mich, beim Spiel die Regeln zu beachten, so wie ich sie kannte. Julius dagegen versuchte, seine Züge fast ausschließlich über die Diagonalen, die offensichtlich nur ihm gehörten, zu machen. Dabei ließen wir beide jegliche Chance, den anderen vom Spielfeld zu werfen, verstreichen. Die Folge war ein Nachmittag, der mit einem einzigen Spiel solange dauerte, bis sich draußen die Straßenlaternen von selbst anschalteten. Irgendwann schaute mein Sohn mich an und sagte „Du musst“. Ich

wollte ihn verstehen, doch dürfte mein Gesichtsausdruck mehr als fragend ausgesehen haben. Er wiederholte es. Dann lächelte er. „Lachen“ sprudelte er laut – er hatte ein wenig Zeit gebraucht, um den Satz zu vervollständigen. Ich lächelte und Julius war zufrieden. Zum ersten Mal spürte ich die Wärme einer Zweisamkeit. „Du musst lachen“ hatte ein Stück weit zumindest ein Fenster in seine Welt geöffnet. Wahrscheinlich hatte es das eiserne Tor zu meiner gleich mit aufgestoßen. Julius lächelte und ich war zufrieden...

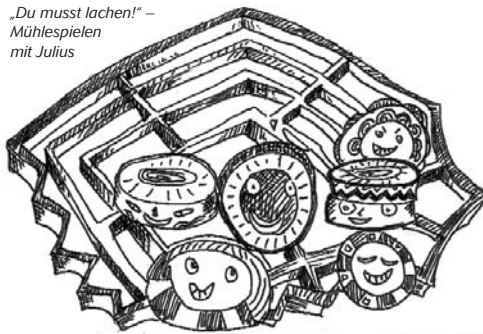
...Wenn ich heute zurückschaue, mich an die Momente zu erinnern suche, die zu bunten Lichtern wurden, dann fühle ich den Stolz in einer stillen Traurigkeit. Ich bekam etwas, das ich nicht verdiente. Julius – mein Sohn – hatte sich prächtig entwickelt. Prächtiger, als ich es mir je wünschen konnte. Damals wäre es besser gewesen, diesen Wunsch für ihn auszusprechen, anstatt ihn in meiner Welt so unbedingt zu fordern.

Er war kein Manager geworden, kein Denkmal der Stärke, keine Sonne der Intelligenz. Er war ein Mensch geworden. Ein Mensch, der fühlte und den jeder fühlen konnte, der ihn kannte.

Ich bedaure es unendlich, dass er im letzten Jahr gestorben ist. Genauso still und plötzlich, wie er mich aus meiner Welt gerissen hatte, riss etwas ihn aus der meinen. Er hat 19 Jahre lang gelebt.

Ich schreie nicht, weil es nicht unerträglicher Schmerz ist, sondern ein Stück Erkenntnis, das ich nicht ohne das Gefühl von Glück akzeptiert habe. Julius sah in seinem Leben mehr, als ich jemals sehen werde. Er hatte offene, weite, klare Augen. Ich habe mich nie getraut, meine Augen wirklich zu öffnen. Ich habe nie gewagt, zu sehen. Mein Sohn hat mir seine Bilder gezeigt, wie er sie kannte, wie sie in ihm lebten und in mir weiterleben. Sein kleines Bilderbuch hat er mir gewidmet. Einem Erwachsenen. Seinem Vater. Ich male wieder – und es sind Farben, die in der Dunkelheit leuchten können.

„Du musst lachen!“ –
Mühlespielen
mit Julius





Ute Seiderer:

Das S-Bahn-Syndrom

Es ist nicht leicht, mit einem Autisten alleine zu leben. Er gibt keine Antworten, wenn man ihn etwas fragt, oder nur immer dieselben vorgefertigten Sätze, die er auswendig gelernt hat, um wenigstens ein bisschen Kommunikation zu treiben. Denn die landläufige Meinung, Autisten wollten sich absondern, ist völlig falsch. Im Gegenteil, die meisten lieben Geselligkeit, wie meiner. Sie können nur nicht adäquat daran teilnehmen. Wie meiner. Deshalb schützen sie sich, indem sie einfach die Dinge auswendig lernen. Eben auch Sprache. So haben sie Standardantworten parat, die sie jederzeit einsetzen. Und Sie können sich nicht vorstellen, wie gewieft die teilweise sind. Wissen genau, worauf es ankommt. Wie meiner. Von wegen geistiger Behinderung. Da könnte sich so mancher eine Scheibe abschneiden.

Die schlimmsten Jahre haben wir schon überstanden. Das waren die Reiss- und Zerrjahre auf dem Spielplatz. Was ich damit meine? Also, kaum kamen wir auf einem x-beliebigen Spielplatz an, mit Rutschbahn und Schaukel und Sandkasten und so, und kaum kam uns ein x-beliebiges Kind in die Quere, riss mein Kleiner es an den Haaren. Ohne Grund. Vollkommen unvorbereitet. Ich sage immer, man erkennt eine Gesellschaft an der psychischen Verfassung seiner Mütter. Furien, sage ich Ihnen. Die Toleranzschwelle „konvergierte“ nicht nur gegen Null, sondern lag sogar darunter. Schließlich habe ich mal angefangen, Mathe zu studieren. Kenn mich aus mit solchen Berechnungen. Danach hab ich Spielplätze jahrelang gemieden.

Ich muss Ihnen eine Geschichte erzählen: Letzten Samstag war ich mit einer Freundin plus Kind im Schwimmbad. Dreimal dürfen sie raten, was das für ein Kind war: Natürlich auch ein autistisches, es bleiben einem nämlich im Laufe einer solchen „Biographie“ kaum mehr andere Freunde übrig. Zumindest war es ein Trost, irgendwann festzustellen, dass wir mit unserem Problem nicht allein sind. Also: Wir gingen mit Biggi und Max ins Schwimmbad, und kaum hatten wir uns im heißen Solebecken ausgestreckt, um zu entspannen, mein Kleiner, Biggis Kleiner, Biggi und ich, da rannte ihr Balg los, um wieder etwas auszuhecken. Kein Wunder, dass Biggi mit ihren fast vierzig Jahren noch körperlich so fit ist! Sie muss ja immer hinter Max herrennen! Und der ist schnell wie ein Blitz! Wir hatten ihn kaum eingeholt, als er im Babybecken nach einer kleinen Plastikgießkanne griff, sie mit Wasser füllte, und sämtliche Anwesenden, von den Müttern bis zu den Babys, begoss wie Blumenstöcke! Den Erklärungsnotstand meiner Freundin können Sie sich vielleicht vorstellen. Aber ich muss Ihnen sagen, ich bewundere sie. Bei unserem nächsten Ausflug ins Schwimmbad hingte sie Max ein selbstgebasteltes, laminiertes Schild um den Hals, auf das sie geschrieben hatte: „Ich bin Autist.“ Und fortan hatte sie weni-

Wir hatten ihn kaum eingeholt, als er im Babybecken nach einer kleinen Plastikgießkanne griff, sie mit Wasser füllte, und sämtliche Anwesenden, von den Müttern bis zu den Babys, begoss wie Blumenstöcke!



„Blumengießen“ mit Max

ger Schwierigkeiten. Erntete sogar überraschte und verständnisvolle Blicke. Ein paar Wochen später, auf dem Weihnachtsmarkt in Steglitz, hatte Max sich inzwischen angewöhnt, allen Passanten die Reißverschlüsse zu öffnen! Anoraks, Windjacken, Trenchcoats, Blousons – alles kam ihm gelegen. Er machte vor nichts Halt. Die Gesichter müssen Sie sich vorstellen! Er ist einfach unberechenbar.

Brigitte Brede

Anagramm

SKRUEPLOS IM TELE

Na, was sagt Euch das? Natürlich nichts. Mir auch nicht, ehrlich gesagt. Aber das sind nun einmal meine 16 Buchstaben, die ich zugeteilt bekommen habe, die mich für immer begleiten werden. So, ich werde es einmal leichter machen für Euch, damit ihr nicht soviel grübeln müsst. Ich misch mal neu:

MULTIPLE SKLEROSE

Na, das ist doch toll. Damit kann man was anfangen. Hat man schon mal was von gehört, war irgendwie ziemlich schrecklich oder so...

Glaubt mir, das sind alles Sachen, die man nicht wirklich hören will, wenn sich ein kleiner Assistenzarzt-Mini-Götti mit abgefressenen Fingernägeln und ungeputzten Schuhen lässig auf deinem Krankenbett niederlässt (hatte ich nicht erbeten oder erlaubt) und dir mit einem erprobten Nun-sind-wir-ganz-tapfer-Blick auf meine Krankenmappe in seiner Hand den Boden unter den Füßen wegreibt.

Er meinte, ich wäre so stark und toll und vernünftig; er war sich sicher (natürlich nach Absprache mit dem Obergötti in Weiß), dass ich ein Recht auf die Wahrheit hätte, dass ich das schon irgendwie schaffen würde. Natürlich wäre es erst mal schwierig, aber ich schaffe das schon, blablabla. Ich glaube, er bemerkte irgendwann, dass ich kurz davor war, ihm seine gar so trostreichen Worte in den Mund zurückzustopfen und nutzte meine Versteinerung und die Starre, mit der ich versuchte wegzuhören, und verschwand.

Bumm, das hatte gesessen. Die „beste“ Breitseite, die ich je gefangen hatte. Ich saß wie ein Felsen mitten im Auge eines Zyklopen auf meinem zerwühlten Bett und in mei-

nem Schädel ging ein mörderisches Kopfkino los. Nie wieder geradeaus laufen, Blindheit, Rollstuhl, in-die-Hose-pissen, keine-Luft-bekommen und so weiter und so fort. Ich saß noch so belämmert da, bis mein Freund mich abends besuchen kam.

Erst da brach ich ein. Ihn sehen und anfangen zu flennen war eins. Und es hörte nicht auf, ich hörte nicht auf. Ich weinte den Abend, ich weinte die Nacht durch, ich weinte noch, als morgens ein anderer Assi-Götti mit dem Cortison-tropf kam, um mich mit dem halben Liter Chemie zu durchtränken und dafür zu sorgen, dass die Lähmung meiner kompletten rechten Seite vom Fuß bis zum obersten Rippenbogen verschwände.

Habe ich etwas vergessen? Ja! Mein Name ist Brigitte und diese Geschichte nimmt ihren Lauf am 26.03.1999. Es ist zwei Tage vor meinem 35. Geburtstag, ich bin grade mitten in einer neuen Ausbildung und meine Tochter ist 10 Jahre alt. Ich bin mehr oder weniger glücklich geschieden und lebe in einer neuen, recht stabilen Part-

nerschaft. Ich liebe italienisches Essen und den Wein, den man dazu trinkt, fahre leidenschaftlich gern Auto, fotografiere, gehe gern ins Theater und bin gern unterwegs und mit neuen Leuten zusammen. Und nun bricht mir der Boden unter den Füßen weg, ich glaube, alles ist vorbei, ich kann gar nichts mehr....

Man muss sich doch klar machen, bei aller Hilfe von außen, die oft mehr als gut gemeint ist, steht man doch allein davor. Weil keiner dir die Krankheit abnehmen kann, nur unterstützen kann er dich. Dir zuhören, dich aufrichten, wenn man mal wieder meint es ginge nicht mehr. Aber die Helferlein können es auch schwerer machen für dich. Das glaubt ihr nicht? Ich probiere, es euch zu erklären. Es ist wie mit meinem Januskopf. Er missversteht mich oft mit Absicht, die Helferlein aber tun es, weil sie auf den Ohren oftmals leicht taub sind. Sie verstehen nicht, wenn man sagt: „Ich will meine Ruhe.“ Sie hören dann: „Lass mich bloß nicht allein“. Habe ich das Interesse an Beispielen geweckt? Also, dann mal los.





Das will ich:	Aber das kriege ich:
<p>Mut</p> <p>Ich möchte so gern stark sein, nicht schon weinend einknicken, nur weil ich gerade mal wieder meine rechte Hand nicht bewegen kann. Ich will cool sein und alle um mich herum sollen auch so tapfer sein wie ich. Ein Heer von starken Kriegeren, die mit mir lachen und wie in alten Ritterschinken nach dem Gelage die Gläser ins Feuer schmettern. Das „Wir-schaffen-einfach-alles“</p>	<p>Mitleid</p> <p>Ich werde nicht mehr angeguckt wie früher. Sie sind überfordert mit mir, wollen mir alles recht machen. Ducken sich weg, wenn ich streitlustig werde, knicken ein, geben nach. Wenn sie sich unbeobachtet fühlen, ertappe ich sie wie sie mit verzweifelter Miene aus dem Fenster starren. Ich fühle mich bei ihren Hilfsaktionen wie ein Insekt unter einem Mikroskop. Ich möchte euch einfach nur schütteln. Was jammert ihr denn rum. Ich bin es doch, die krank ist. Ihr sollt mich aufmuntern, mir den Rücken stärken. Ich kann im Moment einfach nicht auch noch stark für euch sein...</p>
<p>Unabhängigkeit</p> <p>Liebe Leute, nein so geht das nicht. Ich sitze noch nicht im Rollstuhl und ja, ich schaffe noch alles. Warum glaubt ihr mir nicht, dass ich mich schon melden werde, wenn es wirklich nicht geht. Nur mit der Freiheit, nur in mir kann ich Kraft bilden. Ich bin noch nicht in der Lage, freiwillig bei irgendjemand in den Tragegurt zu springen und mir alles abnehmen zu lassen. Und ich gehe wohl ins Kino in eine Preview, die bis nachts um eins geht, auch wenn ich normalerweise ab nachmittags um drei schlapp auf dem Sofa hänge. Versuch macht klug. Und wer nicht wagt...</p>	<p>Unverständnis</p> <p>„Wie, du willst wirklich mit dem Zug allein nach Paris fahren? Aber was machst du denn, wenn es dir da schlecht geht.“ „Also mir tut mein Rücken auch immer so weh.“ „Also bei meiner letzten Erkältung habe ich auch gar keine Luft gekriegt.“ „Musst du wirklich wieder nach Arbeit suchen? Freu dich doch das du Rentner bist und dich um nichts mehr kümmern musst. Du bist doch zu beneiden.“ Aua, aua, aua. Im Kindergarten gab es mal einen schönen Satz, den die Kleinen dort gelernt haben. WENN MAN NICHTS GUTES ZU SAGEN HAT, SOLL MAN DEN MUND HALTEN. Also bitte, dann...</p>
<p>Lebenslust</p> <p>Oh Mann, natürlich will ich die. Alles soll schön sein, ich will das Bestmögliche aus meiner Lage machen. Ich kann mich doch nicht schon jetzt so entmutigen lassen. Nicht hängen lassen, sondern nach vorne schauen. Positiv sehen. Ganz fest daran glauben, dass mein Zustand sich in nächster Zukunft nicht verschlechtern wird.</p>	<p>Lethargie</p> <p>Wie soll mir so was helfen! Ihr Helferlein sollt mir zur Seite stehen, was fällt euch ein, euch so hängen zu lassen. Wie ihr gafft! Es ist nix passiert, seid nicht gleich überfordert, ich habe mich nur verschluckt und schnappe nach Luft. Ist alles leicht zu erklären: mein Kehlkopfdeckel schließt einfach nicht mehr so schnell und gut wie früher. Wenn dann Essen oder Trinken in die Luftröhre kommt, muss es wieder raus. Fasst euch ein Herz, klopf mir einfach auf den Rücken und reicht mir etwas Wasser. Dann ist alles gut. Aber bitte erstarrt nicht und schaut so hilflos. Dann fühle ich mich doppelt krank und seltsam. Nur Mut, ihr schafft es bestimmt...</p>
<p>Temperament</p> <p>Ich habe noch immer „Pfeffer im Arsch“, eigentlich für zwei. Wenn ich auch nicht mehr bis in die Puppen durch Diskotheken tobe (na, aus dem Alter bin ich ja auch irgendwie raus). Ich brauch' das Gefühl, die mir eigene Kraft meines Körpers zu spüren. Wenn ich ihn anstrengte und er mir doch immer noch willig folgt, dann durchströmt mich ein warmes Glücksgefühl von den Haarwurzeln bis an die Zehen. Wenn ich dreimal die Woche meine Laufschuhe anziehe und mich bei wirklich jedem Wetter den Strand entlang jage (nein, legt nicht jedes Wort auf die Goldwaage; ich walke nur) und bereits nach dreißig, vierzig Minuten schweißgebadet wieder am Ausgangspunkt ankomme; dann spüre ich meinen Herzschlag stark und irgendwie beruhigend. Meine Atmung ist tief und nicht mehr so schnappig wie ein Fisch, den man an Land wirft. Ja, das ist es einfach...</p>	<p>Trübsal</p> <p>Oweia. Merkt ihr nicht, wie ihr mich anstrengt. „Ach, ich glaube, Brigitte hat da nicht so die Kraft im Moment. Ihr wisst doch, ihr geht's grade nicht so gut. Ihr Arzt meint auch, sie soll sich mal ausruhen und nicht immer so Gas geben.“ Oder auch „das gefällt ihr doch sowieso nicht, das mochte sie noch nie. Und jetzt wo sie so krank ist...“. Wer tut hier eigentlich wem Leid? Als ob er/sie mit mir irgend etwas unternommen hätte, wenn ich gesund wäre. Von was bin ich hier umgeben – Dummbeuteln oder Märtyrern? Braucht ihr dieses vorgeschobene Mitgefühl um euch großzügig zu fühlen? Ich verzichte dankend! Schleicht Euch.</p> <p><i>Fortsetzung auf Seite 32!</i></p>

Das will ich:

Innigkeit

Ihr sollt mich lieben, nicht nur weil ich krank bin. Sondern einfach, weil ich es bin. Und weil ihr mir alle so wertvoll seid und ich nichts mehr brauche als von euch geliebt zu werden. Ihr sollt mich inspirieren, mich beflügeln und wenn ich ins Stokken komme und ich meine mir wird alles zu viel und ich kann nicht mehr, bitte erdet mich dann. Zeigt mir, dass ihr da seid für mich. Aber bitte springt mir nicht vor die Brust, sondern zeigt mir durch kleine Gesten, dass wir auf wunderbare Weise verbunden sind.

Aber das kriege ich:

Ignoranz

„Wie bitte?“ Von wegen dieses neue Auto bräuchte ich nicht, der Pulli ist zu teuer, ich bräuchte dies nicht und das nicht. Ich wusste gar nicht, dass man, sowie man mit der Diagnose MS nach Hause kommt, gleich das Gehirn am Wohnungseingang mit abgeben soll. Wo steht geschrieben, dass ab sofort über meinen Kopf hinweg entschieden wird, was mit mir zu tun ist, was ich brauche. Ha, und wieso kann ich nicht mehr mit dir über das streiten, was mir wichtig erscheint? Würde man mich bitte, auch wenn ich wegen Schub auf dem Zungenmuskel lalle wie eine volle Strandhaubitze, ein wenig ernst nehmen? Hier bin ich, hier sind meine Wünsche, hier sind meine Forderungen, VERSTANDEN????!!

Sylvia Kruse

Warum gerade ich?

Multiple Sklerose (MS) ist eine unheilbare Nervenkrankheit. Sie zerstört die Nerven in der Wirbelsäule und verursacht Lähmungen. Auch im Gehirn entwickeln sich kleine entzündliche Herde, die bei jedem Kranken ganz unterschiedliche Ausfallserscheinungen auslösen: Man kann von einer Minute auf die andere nicht mehr sehen oder nicht mehr riechen. Es gibt MS-Patienten mit enormen Hör- oder Sprachschwierigkeiten. Im Laufe der Jahre verliert man das Körpergefühl: Man merkt nicht, ob man hart oder weich sitzt. Wer MS hat, kann von all diesen Ausfällen betroffen werden, muss es aber nicht. Es kommt ganz darauf an, wie die MS verläuft, und sie verläuft bei jedem anders. Bei jeder seelischen Belastung kann ein neuer Schub kommen, auch bei großen körperlichen Anstrengungen.

...Zu viel Arbeit wird bestraft: Der Körper sagt dir ganz genau, was er will. Wenn du dich nicht daran hältst, gibt es Schübe. Man lernt seinen Körper im Lauf der Zeit kennen und weiß, was man ihm zumuten kann. Es gibt Schübe, die schlagartig kommen können, und wenn man Glück hat, gehen sie wieder zurück.

Die Lähmung begann schleichend, sich in meinem Körper auszubreiten. Heute, nach über 20 Jahren, kann ich nur noch meinen Kopf bewegen. Es ist so, als ob sich das Leben qualvoll und auf kleinen Raten aus meinem Körper verabschiedet!

Man ist nicht einfach gelähmt. Viele Gelähmte haben Spasmen wie ich, das sind extreme und schmerzhaft Muskelkrämpfe im ganzen Körper. Manchmal habe ich das Gefühl, als ob mir meine Arme den Brustkorb zusammenschüren. Starke Medikamente

können Spasmen lindern, aber sie gehen nie ganz weg. Ein Mittel, das besonders wenig Nebenwirkungen hat, soll Haschisch sein. Aber bis jetzt kann man Haschisch noch nicht als Heilmittel kaufen.

Man kann nur liegen oder – gelegentlich – im Rollstuhl sitzen. Aber meine Zeiten im Rollstuhl sind begrenzt. Trotz Spezialkissen darf ich nur wenige Stunden sitzen. Spazierfahrten oder kleine Ausflüge kann ich mir deshalb höchst selten erlauben. Denn Gelähmte bekommen durch ihre Unbeweglichkeit schnell Druckgeschwüre, aus denen sich schlimme Infektionen entwickeln können. Ich bin deshalb oft im Krankenhaus gewesen, weil diese Geschwüre meistens operativ behandelt werden müssen. Wir in Hamburg haben im Berufsgenossenschaftlichen Unfallkrankenhaus Boberg ein Querschnittgelähmten-Zentrum, und eine Station dort ist spezialisiert auf die Behandlung von Dekubitus. Ich bin schon oft dort gewesen. Das Personal ist einzigartig, ganz liebevolle Pflegerinnen und Pfleger und großartige Ärzte.

So verbringe ich also die meiste Zeit liegend – auf einer Spezialmatratze im Bett: Tage, Wochen, Monate, Jahr um Jahr. Es verändert sich das ganze Leben. Bei dieser Krankheit muss man vor allem Abschied nehmen: Von der Gewohnheit, sich selber zu waschen etwa. Oder nicht mehr selbständig aufs Klo gehen zu können. Es ist mehr als gewöhnungsbedürftig, jemanden schon um Hilfe bitten zu müssen, weil man gerade einen Happen essen möchte oder weil einem die Nase juckt. Es ist zum Weinen, aber man kann sich noch nicht einmal die Tränen selbst abwischen!

Leider Gottes ist diese Krankheit ziemlich wenig erforscht, Mediziner sind oft ahnungslos. Ich habe zum Beispiel Tage, etwa bei star-

Autorenwettbewerb



VERSCHIEDEN IST NORMAL



Leben mit und ohne Behinderung

entstand damals eine beachtliche Sammlung an kleinen Geschichten.

Wir waren schnell per Du. Etwa ein Jahr später – ich hatte Probleme und war wieder in Boberg – traf ich sie wieder. Jetzt hatte ich richtig Lust, meine Lebenserinnerungen aufzuschreiben. Je mehr wir zusammen schrieben, desto mehr fiel mir wieder ein: von meiner Kindheit im Krieg, meinen Jugendjahren im zerbombten Hamburg und wie ich erwachsen wurde.

ker Hitze, an denen mir das Sprechen äußerst schwer fällt, und ich nicht so schnell reagieren kann wie sonst. Dadurch wird man leicht abgestempelt: etwa unfreundlich oder schlecht gelaunt zu sein. Vor allem meinen manche Leute dann, dass mein Kopf nicht mehr richtig arbeitet. Das finde ich am allerschlimmsten.

Aber was bringt das Klagen? Ich möchte nicht dauernd in meinem Schicksal verstrickt und gefangen sein. Das würde ich nicht aushalten! So gut es geht, versuche ich deshalb, vom Leben alles mitzunehmen: Ich bin politisch interessiert und verfolge – oft genug beunruhigt – die Nachrichten im Fernsehen. Reportagen über fremde Länder und Kulturen haben es mir angetan, auch Naturfilme sehe ich gerne und gute Krimis. Mit einem an einen kleinen Computer angeschlossenen Mundstück kann ich wenigstens den Lichtschalter, Radio und Fernsehen oder das Telefon selbständig bedienen.

Früher war ich eine Leseratte, und ich liebe meine Bücher über Archäologie oder auch Romane. Aber die meisten haben leider ein Format, bei dem mein Lesegerät streikt: Das brauche ich, um die Seiten umzublättern, und es funktioniert eigentlich nur richtig bei dünneren Taschenbüchern.

Seit einigen Jahren habe ich auch meinen Spaß am Schreiben entdeckt: Bei einem Aufenthalt im Boberger Unfallkrankenhaus stieß ich auf die „Schreibwerkstatt“. Ich wurde angesprochen von einer Journalistin, die dieses Projekt für die Patienten dort angeboten hatte: Ob ich nicht Lust hätte, ein bisschen am Computer zu schreiben? Zuerst lehnte ich ab, zeigte auf meine gelähmten Arme. Aber sie war hartnäckig: Das sei doch kein Hinderungsgrund! Sie ließ nicht locker. Und ich ließ mich schließlich breitschlagen. Wir gingen in den Computerraum und sie schrieb auf, was ich mir so einfallen ließ: kleine lustige Anekdoten aus meinem Leben. Während meiner Krankenhauszeit

Demnächst ist meine Lebensgeschichte fertig und ich würde mich riesig freuen, wenn daraus ein Buch wird, das meinen Kindern gefällt; denn für sie habe ich es geschrieben.

Die Zeit im Krankenhaus reichte nicht aus. Aber wir wurden Freundinnen, und Waltraut besucht mich seit Jahren an einem Nachmittag pro Woche, dann wird gearbeitet! Inzwischen haben wir zusammen schon 350 Seiten zu Papier gebracht. Demnächst ist meine Lebensgeschichte fertig und ich würde mich riesig freuen, wenn daraus ein Buch wird, das meinen Kindern gefällt; denn für sie habe ich es geschrieben.

Schreiben der Lebensgeschichte



Der Wettbewerb war eine Bereicherung für

Interview mit der Wettbewerbs-Jurorin Evelyn Schön

Schwindelfrei: Frau Schön, Sie waren eine der Jurorinnen beim Autorenwettbewerb „Verschieden ist normal“. Jede der fünf Jurorinnen bekam die Ordner mit den 40 vorausgewählten Geschichten in Kopie und anhand einer Bewertungsskala von 1-6 gaben Sie Ihr Urteil ab. Sie haben also die anderen Jurymitglieder nicht getroffen. War das für Sie ein Problem?

Evelyn Schön: Es ist sicher ein ungewöhnliches Verfahren, aber ich glaube, es war das richtige. Wenn wir zu fünft hätten in die Diskussion eintreten und uns auf

ein Ergebnis einigen müssen, das wäre sehr schwierig geworden. Ich hätte mir allerdings gewünscht und es auch spannend gefunden, andere Meinungen zu den Geschichten zu hören.

Schwindelfrei: Wie viel Zeit haben Sie denn für Sichtung der Texte gebraucht?

Evelyn Schön: Ungefähr eine Woche. Ich habe zwischendurch mein System noch einmal umgestellt. Am Anfang habe ich mir zunächst die Kurzbiographien angesehen und dann die Geschichten gelesen, weil ich neugierig war

auf die Autoren. Ich habe aber gemerkt, dass dies mein Urteil sehr beeinflusst hat und danach habe ich es umgekehrt gemacht. Ich habe einfach alle Geschichten hintereinander weg gelesen, zum Teil noch ein zweites Mal, und dann die Bewertung vorgenommen.

Schwindelfrei: Die Bewertungen der fünf Jurorinnen lagen teilweise stark auseinander. Im Extremfall sogar zwischen eins und fünf. Hat diese unterschiedliche Bewertung mit den unterschiedlichen Ausgangssituationen zu tun? Zum Beispiel wie



34 Preisverleihung an Rebecca Klein für ihren Text: „lüfte geheimnis übers normgerechte verschiedensein“



mich

stark sich jemand mit der Situation eines behinderten Autors identifizieren kann?

Evelyn Schön: Bestimmt ist es so. Ich habe gemerkt, dass meine eigene Situation als behinderte Frau dazu geführt hat, dass ich von manchen Geschichten wirklich sehr berührt war. Z.B. von dem Beitrag „Manchmal habe ich unglaubliche Angst“ oder von der „Schwester mit der Tasche“.

Schwindelfrei: Gab es Geschichten, die Sie persönlich unbedingt in die Auswahl aufgenommen hätten, die aber nicht hinein gekommen sind?

Evelyn Schön: Ja, die gab es. Geschichten, in denen z.B. der Umgang von nicht behinderten mit behinderten Menschen geschildert oder auch sehr genau der Umgang mit der eigenen Behinderung beschrieben war. Einige haben mich dazu gebracht, meine eigene Sichtweise zu überprüfen. Manche Geschichten, von denen ich weiß, dass sie sehr gut waren, sind nicht einmal in die Vorauswahl gekommen.

Schwindelfrei: Nach welchen Kriterien haben Sie Ihre Auswahl getroffen?

Evelyn Schön: Mein Bestreben war es, dass Geschichten sehr unterschiedlicher Art sich in dem Buch wiederfinden, dass unterschiedliche Behinderungen vertreten sind, nicht nur Menschen mit Körperbehinderungen oder MS zum Beispiel. Leider ist es nicht in dem Maße der Fall, wie ich es mir gewünscht hätte.



Wettbewerbsjurorin Evelyn Schön bei der Ladatio

Schwindelfrei: Sie waren ja die Jurorin, die bei der Preisverleihung die Würdigung vorgenommen und den Siegern die Bücher überreicht hat. Ich persönlich fand, es war ein Glücksfall, dass Sie ausgewählt wurden, weil Sie diese schwierige Aufgabe mit unglaublicher Lockerheit und Überzeugungskraft gelöst haben.

Evelyn Schön: Wenn Sie sagen, dass ich meine Sache auf der Bühne gut gemacht habe, dann freue ich mich natürlich darüber. Ich habe versucht, es persönlich zu lösen, mit meinen persönlichen Eindrücken und Gefühlen. Das ist mir wichtig. Vielleicht treffe ich damit nicht die Sichtweise der anderen Jurorinnen, aber das ist die für mich passendste Art, den Preisträgern gerecht zu werden.

Ich war von der Berichterstattung, z.B. im Hamburger Abendblatt, enttäuscht. Wenn man bedenkt, wieviel Mühe und wieviel Aufwand in dem ganzen Wettbewerb steckt, dann hatte dies in

der Preisverleihung nicht die entsprechende Aufmerksamkeit gefunden.

Schwindelfrei: Was fehlte Ihnen in der Preisverleihung?

Evelyn Schön: Ein kritischerer Ansatz. Es hätte die Lebenssituation behinderter Menschen stärker zum Ausdruck kommen müssen. Wie schwierig es ist, z.B. mit der Gesundheitsreform zu Recht zu kommen, oder all die Dinge, die eben nicht gut laufen.

Schwindelfrei: Rückblickend betrachtet: Hat sich für Sie der Aufwand des Autorenwettbewerbs gelohnt?

Evelyn Schön: Ja, all diese Geschichten zu lesen, war eine Bereicherung für mich und ich habe mich auch sehr gefreut, am Schluss die Autorinnen kennenlernen zu dürfen.

Schwindelfrei: Herzlichen Dank, Frau Schön.

Klemens Bögner:

Die Wege der Indianer



„Old Björn“, der Bär,
der seine festen Bahnen zieht.

Mein junger weißer Bruder, nun ist es auch für dich soweit: Du ziehst fort, endgültig fort aus der Elternhütte, gehst dorthin, wo Männer noch etwas gelten: WfBM-Industriemontage, ein Job, den nur Jungs und Ladies mit Ausdauer packen.

Gerade dafür wirst du gerühmt an allen Feuern: Old Björn, der Bär, der seine festen Bahnen zieht. Old Björnle, der wachsam und gründlich seine claims kontrolliert.

Als du noch bei unsern Eltern wohntest, brummtest du oft schon am Sonntagmorgen wieder deinen Wahlspruch vor dich hin: „Ich muss zur Schule!“, später: „muss zum Dienst!“. Erst nach dem mehrmaligen Antwortritual: „Die Schule, die Werkstatt ist am Wochenende zu!“ warst du erleichtert und konntest die freien Stunden genießen.

Unsere Indianer-Mutproben hatten wir dir weitgehend ermäßigt, du gehörtest ehrenhalber, dem Herzen nach dazu, wenn wir unsere Kartoffeln in die Glut des Lagerfeuers steckten, uns Pfeil und Bogen herstellten oder wenn es in die Stadt ging, um den Blutsbrüdern im Kino zu begegnen. (Da brachtest du uns deinerseits eine Ermäßigung ein, denn eine Begleitperson durfte kostenlos mit dir in die Vorstellung.)

Manchmal musterte ich dich verstohlen, um dich irgendwie dabei zu ertappen, dass dein Down-Syndrom in Wahrheit eine konsequente, genial trickreiche Verstellung sei, um für immer ein sorgenfreies Leben zu führen. Trisomie, also ein Chromo-

som mehr in jedem Zellkern: das müsste doch auch zu mehr Fähigkeiten und zu wesentlich höherer Intelligenz führen als bei normal Bemittelten – und nicht zu weniger, wie der äußere Anschein vorgibt.

Vielleicht warst du sogar Geheimagent von einem anderen Planeten, wo es normal ist, das 21. Chromosom dreimal zu besitzen, wo es zugleich normal ist, telepathisch zu kommunizieren und dafür das altmodische, anstrengende Sprechen durch den Mund zu verlernen. Wer weiß?

Bei den Debatten am Familientisch um die langjährige Frage, ob ein Wohnheimplatz für dich das Richtige sei oder nicht und wenn ja, ab wann und wo – da hast du jedenfalls merklich die Ohren gespitzt. Aus dem Redestrom nimmst du wohl immer nur einige Schlüsselwörter auf, aber du hörtest angespannter und erwartungsvoller zu als bei anderen Themen. Du spürtest, dass es um deine Zukunft ging, du hattest ein Ohr an einer Weiche in deinem Leben und hörtest einen wichtigen Zug immer näher kommen. Und du würdest genauso einsteigen, wie es deine älteren Geschwister getan hatten auf ihrem Weg in die Elternunabhängigkeit.

Heute träume ich nicht mehr, dass du übernatürliche Fähigkeiten hast. Dafür staune ich über deinen robusten Zugang zum Leben. Du bewältigst es mit einer Verbindung von sagenhaftem Vertrauen und einer Akzeptanz von Unvermeidlichem – vorausgesetzt, ein vertrauenswürdiger Mensch (und das sind alle, die dir freundlich und geduldig begegnen) erklärt dir alles langsam und der Reihe nach.

Wie wärest du also, wenn du normal-normal wärest, statt verschiedenen-normal? Oder ist das eine unsinnige Frage, hättest du in irgendeiner Form auch in einem neuen Leben nach dem Tod deine Triso-

mie als etwas Wesentliches an dir? In der Bibel gibt es eine Verheißung über Blinde, die sehen, über Lahme, die springen, über Taube, die hören – von ehemals geistig behinderten Nobelpreisträgern habe ich nichts gefunden. Es muss doch zu biblischen Zeiten auch Leute mit Down-Syndrom gegeben haben? Würden sie etwa deshalb nicht berücksichtigt, weil man es nicht für so wichtig erachtete, wieviel feingestuftes Denkmögen jemand mitbringt?

Unter Indianern gar hättest du in hohem Ansehen gestanden, sie hätten hinter deinem verschiedenen Verhalten einen übernormalen Bezug zum Göttlichen gespürt. Vielleicht eine besondere Art von zeitloser, gelassener Weisheit, die weit über gewöhnlichem irdischen Denken steht. Eine Weisheit, die zu verstehen weiße Normierer behindert sind.

Das fragst du mich bei jedem Telefonat, mit sturer Unnachsichtigkeit: „Wann kommst du?“ Und ich winde mich und seufze und denke an die vielen Kilometer und zähle meine Urlaubstage und langen Wochenenden und denke an mögliche Bahn-Mitfahrer und sage schließlich: „Zu Weihnachten – denke ich.“ – „Wann kommst du?“ vergewisserst du dich, versuchst, mich auf Verlässlichkeit einzuschwören, die du nun einmal besonders brauchst. Von den Kilometern und all den Umständen und Zwängen hast du keine Vorstellung.

Und noch einmal hakst du nach, damit ich sage: „Morgen abend komme ich, ist doch klar“, oder das mit Weihnachten wenigstens bekräftige. Wie in alten Zeiten unterm Christbaum sitzen und gemeinsam Indianerfilme sehen, was auf Erden sollte ich dem vorziehen?

„Wann kommst du?“ Ach Björn, mein weißer Bruder, wie normal doch deine Fragen und Ideen sind.

Wie wärest du, wenn du normal-normal wärest, statt verschiedenen-normal?



„Ich muss nur zeigen können, dass es geht.“

Eine Autorin berichtet

Im Europäischen Jahr der Menschen mit Behinderungen 2003 haben die Elbe-Werkstätten und die Books on Demand GmbH den Autorenwettbewerb „Verschieden ist normal“ ausgeschrieben. Das Thema war sehr offen formuliert: „Leben mit und ohne Behinderung.“ Unterstützt von der Hamburger Behörde für Soziales und Familie und dem Hamburger Abendblatt als Medienpartner stieß die Aktion auf breite Resonanz. Die 19-jährige Theresa Kühn zählt zu den zehn, von einer hochkarätigen Jury ermittelten Preisträgern, deren Texte jetzt vom Kooperationspartner BoD in einem Buch veröffentlicht wurden. Sie ist skeptisch, ob das Europäische Jahr gesellschaftlich viel bewirken konnte. Persönlich hat sie wertvolle Erfahrungen gewonnen.

Die Geschichte „Siebenfingrig“ zwingt den Leser, sich er tappt zu fühlen: als „Gucker“, „Überserher“ oder „überflüssiger Helfer“. Es ist schwierig für Nele, wenn sie spürt, dass andere ein Problem mit ihr haben - ein Problem mit ihrer linken Hand und den nur zwei, zerbrechlich wirkenden Fingern. Nele hat für die meisten Reaktionen spezielle Namen, und die klingen eher unfreundlich.

Tatsächlich haben viele Leser die Autorin gefragt: „Bin ich auch so?“ Theresa Kühn beschwichtigt: „Das ist humorvoll gemeint. Ich weiß manchmal selbst nicht, wie ich reagieren soll, wenn ich Menschen mit Behinderungen sehe. Wenn man wüsste, wie man in dieses Feld treten soll, wäre es einfacher. Man muss wohl versuchen, das lockerer zu sehen. Normalität versuchen.“

Die Parallelen zwischen Theresa und „Nele“ sind offenkundig. Das war, nach einem Schreibversuch mit stärkerer Tarnung, eine sehr bewusste Entscheidung. Sie er-

möglichte die Verwendung alter Tagebucheinträge von Theresas Mutter, in denen sie für ihre Tochter die erste plastische Operation dokumentiert hat. Dem damals einjährigen Mädchen wurde ein Zeh an die Hand transplantiert und damit zum siebten Finger. Bewegend lesen sich diese einmontierten Passagen, die dem Text - neben zeitlicher Tiefe - einen sehr authentischen Charakter geben.

Theresa Kühns literarisches Talent zeigt sich unter anderem darin, wie ökonomisch sie dieses Material einsetzt. „Das ist gerafft und verdichtet“, bestätigt die Autorin - und lässt durchblicken, dass ihre schriftstellerische Ambition für die Teilnahme am Wettbewerb klar ausschlaggebend war: „Ich fand das Thema gut, zweitens, dass auch Nicht-Behinderte mitmachen sollten, und vor allem die Veröffentlichung als Preis. Wäre ein Zeitschriftenabo zu gewinnen gewesen, hätte ich das nicht gemacht.“

Nach Erscheinen des Buches hat sich diese Einschätzung bestätigt.



Ihre Mutter, erzählt sie, hat den Behindertenausweis bis zu ihrem 16. Geburtstag vor ihr verborgen gehalten.

Theresa nahm das Buch mit in die Schule, was sie mit einem Ausdruck auf losen Blättern „nie gewagt“ hätte. Im Deutsch-Leistungskurs wurde sie gebeten, die Geschichte vorzutragen, und zahlreiche Menschen aus ihrem Umfeld nahmen selbst das Buch zur Hand. Als wäre so ein Tabu aufgehoben worden, kam sie danach mit vielen zum ersten Mal näher ins Gespräch.

Ob sie sich selbst den behinderten Wettbewerbsteilnehmern zu-rechnet? Theresas Antwort ist eine kleine Geschichte. Ihre Mutter, erzählt sie, hat den Behindertenausweis bis zu ihrem 16. Geburtstag vor ihr verborgen gehalten. Dann musste sie sich erst daran gewöhnen, nutzt das Papier, das ihre Behinderung amtlich bescheinigt, inzwischen jedoch ganz selbstverständlich. „Aber ich selbst nenne das eigentlich nie Behinderung.“

Deutlich lieber spricht Theresa über Pop-Literatur. Bei Autoren wie Helmut Krausser und Alexa Hennig von Lange hat sie sich Anregungen geholt. „Siebenfingrig“ erzählt vom Aufbruch ins Leben, ein typisches Thema im Pop-Genre, aber jetzt vor allem Theresas persönliches. Das Interview fällt mitten in ihre Abi-Vorbereitung, und was in ein paar Wochen folgen soll, ist noch offen.

Autorenwettbewerb

VERSCHIEDEN IST NORMAL.



Leben mit und ohne Behinderung



Theresa Kühn auf dem Titelbild der BoD AKTUELL, dem Kundenmagazin unseres Kooperationspartners Books on Demand.

Alle zehn Geschichten in „Verschieden ist normal“ finden zu einer positiven Perspektive.

Alle zehn Geschichten in „Verschieden ist normal“ finden zu einer positiven Perspektive. Meist geht es um Formen von Bestätigung – durch Liebe, Freundschaft, aber auch durch Arbeit. Die Erzählung „Das Motorgeschall“ von Christian Brülle-Drews berichtet vom gehörlosen Mechaniker Hinrich, der besser als jeder andere die Laufruhe von Schiffsmotoren erfühlen kann. Hinrich genießt den vollen Respekt seiner Kollegen.

Theresa Kühn hat indessen erfahren müssen, dass man oft gar nicht dazu

kommt, seine Fähigkeiten unter Beweis stellen zu können. Als sie sich für ein Schülerpraktikum im Bereich Floristik bewarb, wurde sie bei mehreren Vorstellungsgesprächen abgelehnt – bis sie ihre Hand verbarg. Beim Praktikum fiel sie dann erst am zweiten Tag auf, weil sie eine sehr ungewöhnliche Technik entwickelt hatte, Gerbera mit Draht zu versehen. Ungewöhnlich, aber eben auch effektiv. Theresa konnte in diesem Betrieb dann später auch in den Ferien jobben: „Ich muss nur zeigen können, dass es geht. Wenn auch ein bisschen anders.“

„Ich muss nur zeigen können, dass es geht. Wenn auch ein bisschen anders.“

Aus dem Elternbeirat



Um es positiv zu sagen: Es hat einige Veranstaltungen im Europäischen Jahr der behinderten Menschen gegeben. Der „Festakt“ im Hamburger Rathaus mag der Höhepunkt gewesen sein. Schön und gut – bis auf die Frage: Inwieweit haben Bekundungen im Saale die Betroffenen selbst erreicht? Inwieweit haben sie ihnen und/ oder ihren Angehörigen, ihren Freundinnen und Freunden Mut gemacht?

Es ist wie mit dem Tag des Baumes oder anderen lobenswerten Tagen: Erfreulich, dass es sie gibt, aber es wäre geradezu beglückend, wenn jene Gedenktage und -jahre den Anstoß geben würden, dass ein **jeder** Tag erfüllt wäre von der Hinwendungsbereitschaft, zu der die Ausrufung des jeweiligen Tages/Jahres hinführen will, bzw. die sie stützen möchte.

Dabei geht es leider noch nicht einmal weiter wie gehabt. Gerade noch Ende des „Europäischen Jahres ...“ erreichte die behinderten Menschen und ihre Angehörigen die Information, dass es ab dem 1.1.04 keine Befreiung von Zuzahlungen bei Arzneimitteln mehr gibt. Bei Arztbesuchen ist eine Praxisgebühr von 10,- € pro Quartal zu zahlen, um nur zwei Bereiche zu nennen. Auch wenn jenseits einer Belastungsgrenze auf Antrag keine Zuzahlungen mehr zu leisten sind, so zeigt das doch, dass Regierung und Opposition selbst gegenüber der auch materiell eingeschränktesten Bevölkerungsgruppe keine Skrupel (mehr) kennen. Das lässt noch Böseres ahnen, wenn sich die Gewichte in Berlin in absehbarer Zeit verschieben sollten.

Günter Mosen, der Vorsitzende der Bundesarbeitsgemeinschaft der Werkstätten für behinderte Menschen (BAG:WfbM), sieht bei „den“ Politikern in CDU, FDP und SPD ein Sich-Übertrumpfen darin, „mehr Freiheit anstelle von mehr Gerechtigkeit zu fördern.“ Er fragt mit Recht, was denn unsere Freiheit so sehr bedroht, dass Grundwerte wie Solidarität und Gerechtigkeit nur noch eine nachgeordnete Rolle spielen. Seine Antwort: Regierung und Opposition sähen in der zu üppigen Sozialhilfe die Gegnerin der Freiheit (!). (Siehe Werkstatt: Dialog, Das Werkstatt Magazin, 6.2003, S.4.)

Was aber ist mit „Freiheit“ gemeint? Es ist jedenfalls ein breit und unterschiedlich ausgelegter Begriff, der eben auch – als **eine** Ausdeutung – beinhaltet, dass (erst) der Sozialstaat grundlegende Voraussetzungen für reale Freiheit schafft. Hier sind wir dann schnell bei einer moralischen Position, die seit rund 30 Jahren das philosophische Nachdenken über Gerechtigkeit geprägt hat: „Niemand soll aufgrund von Dingen, für die er nichts kann, schlechter dastehen im Leben als andere.“ (John Rawls, Eine Theorie der Gerechtigkeit. Deutsch: 1975)

Machen wir hier einen Schnitt, und wenden wir uns punktuell dem Geschehen in den Elbe-Werkstätten zu. Auf dem Elternabend Ende 2003 in Harburg zog Sabine Gerdes, Betriebsleiterin Reha in Harburg, Bilanz und sagte, es sei ein „schönes, rundes, arbeitsintensives Jahr“ gewesen. Gewissen einschränkenden Tendenzen auf dem Arbeitsmarkt sehe man gelassen entgegen. Im Jahre 2005 wird es eine Zertifizierung für den Reha-Bereich geben, d.h. es werden Ansprüche, die eine Mitarbeiterin, ein Mitarbeiter an die Werkstatt haben kann, zertifiziert. Für die Werkstatt bedeutet

ein Zertifikat so etwas wie eine Zeugniserteilung. Damit wird ihr quasi amtlich bescheinigt, dass sie die Voraussetzungen erfüllt, nach denen überprüfbare Fördermaßnahmen im Rahmen der individuellen Entwicklung durchgeführt werden können. Dabei würden – so Sabine Gerdes – jeder Mitarbeiterin und jedem Mitarbeiter die selben Ansprüche zugebilligt.

Andreas Müller-Goldenstedt, Betriebsleiter Produktion in Harburg, lobte die gute Zusammenarbeit zwischen den drei Harburger Werkstätten. Er konnte berichten, dass Anfang 2004 gleich zwei Grundsteinlegungen für neue Elbe-Werkstatt-Gebäude im Harburger Raum anstehen. Sie werden ein nicht mehr zuträgliches altes und ein zu kleines Gebäude ersetzen (Försterkamp und Meckelfeld).



Fritz Schulz

Bei der Elbe-Werkstatt Bergedorf wird es einen Erweiterungsbau geben. Im Frühjahr soll mit dem 700 qm großen zweigeschossigen Anbau begonnen werden.

In der Werkstatt Altona steht offenbar weiterhin alles zum besten, mit besonderem Einschluss der gediegenen Buchproduktion „Books on Demand“.

Was die Notwendigkeit des Sparens auch bei „Elbe“ angeht, so sagte Geschäftsführer Jürgen Lütjens den Elternbeiratsmitgliedern auf der letzten Sitzung in 2003 zuversichtlich, dass dies zu schaffen sein werde.

Wir konnten den Eindruck gewinnen, dass die Elbe-Werkstätten GmbH und das heißt, die in ihr tätigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, wieder ein gutes Jahr vor sich haben werden. Fritz Schulz



alsterdialog Ein Institut im Aufbruch

„alsterdialog“, so heißt das jüngste Kinde der Evangelischen Stiftung Alsterdorf, ein eigenständiger Bereich mit Ausbildungs- und Qualifizierungsangeboten für Beschäftigungsträger in der Behindertenarbeit. Motor dieses neuen Institutes ist Andrea Raulinat, vielen bekannt als die Entwicklerin von QED, des Qualitativen EntwicklungsDialogs und als Organisatorin und Dozentin der Sonderpädagogischen Zusatzausbildung in Hamburg.



Ich habe mich mit ihr verabredet, um mehr über das Konzept und die Pläne von alsterdialog zu erfahren. Andrea Raulinat erwartet mich in ihrem neuen Büro im ehemaligen „Hohen Wimpel“, einem Gebäude auf dem Alsterdorfer Stiftungsgelände, das jetzt Teil des neuen Alsterdorfer Marktplatzes geworden ist. Ich bin etwas zu früh dort und Frau Raulinat schließt ihre vorhergehende Arbeit eben noch ab, ordnet die Papiere auf ihrem Schreibtisch und wendet sich dann voll und ganz mir zu. „Meine kleine Zwanghaftigkeit“, lächelt sie entschuldigend.

Der Start

Wir steigen gleich mitten in das Gespräch ein: „Seit wann gibt es alsterdialog?“ will ich wissen. „Ge-gründet wurde das Institut Anfang 2003,“ lautet die Antwort. „Es ist hervorgegangen aus der Abteilung 'Personal- und Organisationsentwicklung', wo unsere Fortbildungsaktivitäten vorher beheimatet waren. Der Hohe Wimpel wurde umgebaut und für ein Jahr erhielten wir Asyl in den Räumen von alsterarbeit in den Alsterdorfer Werkstätten. Am 30. Oktober war dann die offizielle Eröffnung der neuen Räumlichkeiten. Der 'echte' Start mit den neuen Angeboten war Januar 2004.“ Ein Jahr Vorarbeit neben dem laufenden Institutsbetrieb, die Einrichtung der Räume und die Entwicklung der neuen Angebote... Offensichtlich war dies ein turbulentes Jahr für Frau Raulinat. „Ja,“ sagt sie,

„aber es hat auch riesigen Spaß gemacht, und war nur zu leisten aufgrund der vielen Helfer und meines ganz wunderbaren Teams.“

Die Räume

Ich bin neugierig auf die neuen Räume. 380 qm stehen auf zwei Etagen zur Verfügung. Zwei Schulungsräume, dazu Arbeitsgruppenräume, zwei Büros und das Sekretariat. Und nicht zu vergessen die Foyers, die für die Pausen genutzt werden. „Die Seminarräume können auch von externen Veranstaltern gemietet werden,“ erläutert Andrea Raulinat, „sowohl in der Woche und als auch am Wochenende. Dabei haben sie die Wahl, unseren Catering-Service zu nutzen oder sich selbst zu versorgen. Auch ein Beamer, ein Overheadprojektor und anderes Zubehör sind zu mieten.“

Die Ausrichtung

Und was ist die inhaltliche Ausrichtung des neuen Institutes? „In diesem Fortbildungsinstitut wird gelernt, gelehrt und geforscht,“ erläutert die Leiterin, „und zwar im Sinne von Sich-Selbst-Erforschen und mit anderen zusammen nach Lösungen suchen und neue Strukturen kreieren. Die Teilnehmer bekommen Lernchancen für sich selbst und für ihre Organisation.“ Während die Abteilung Personal- und Organisationsentwicklung der Evangelischen Stiftung ihre Dienstleistungen überwie-

gend stiftungsintern anbot (und dies übrigens auch weiterhin tut), richtet sich das neue Institut vor allem an externe Kunden. 90% der Teilnehmer, so erfahre ich, kommen von anderen Beschäftigungsträgern, überwiegend aus Werkstätten für behinderte Menschen von Berlin bis Niedersachsen.

Das Team

Wie groß ist die Mannschaft, die diese Arbeit bewältigt? Andrea Raulinat zählt auf: „Zu unserem Team gehören Jutta Jean-Jacques, die Sekretärin, die einen 400-Euro-Job hat und ihre Arbeit überwiegend von zu Hause aus erledigt, Bärbel Just, derzeit mit einem Stundenkontingent einer 40%-Stelle – sie ist überwiegend in der Kursleitung des Basismoduls (Kurs 1) und des arbeitspädagogischen Moduls der sonderpädagogischen Zusatzausbildung eingesetzt – und Ines Carstensen, tätig in der Anleitung der behinderten Beschäftigten und in der Management-Assistenz. Und ich selber, zuständig für Planung und Konzeption, Kursleitung, Unterricht und Beratung.“

Geplant ist, dass sechs behinderte Beschäftigte bis zum Jahresende im alsterdialog arbeiten, und zwar auf ausgelagerten Werkstattplätzen von alsterarbeit. Sie haben eine Menge zu tun, vom Arbeiten am PC, über das Kopieren und das Vorbereiten der Räume bis hin zum Veranstaltungsservice. Auch an eine Fachbibliothek ist gedacht,

Fortbildung



Andrea Raulinat und ein Teil ihres Teams



Das Café-Restaurant Kesselhaus
am Alsterdorfer Markt



für die die sechs Beschäftigten die Verantwortung übernehmen können. Die ersten beiden Praktikanten sind bereits tätig, die ersten Erfahrungen sind sehr vielversprechend.

SPZ und Fachkraft für Arbeits- und Berufsförderung

Hat sich das Angebot der Sonderpädagogischen Zusatzausbildung verändert? Zunächst einmal, erfahre ich, hat es sich ausgeweitet. Zu den 640 Stunden SPZ ist ein Prüfungsmodul hinzugekommen, mit dem man die staatliche Anerkennung einer „Geprüften Fachkraft für Arbeits- und Berufsförderung“ erwerben kann. Ende 2003 trat eine Prüfungsverfahrensordnung für Hamburg in Kraft – die zweite in der Bundesrepublik überhaupt – ein Prüfungsausschuss wurde berufen und die ersten Prüfungen werden in diesen Tagen absolviert. Für 2004 hat die Vorbereitung für eine doppelzügige Ausbildung begonnen. Insgesamt 40 Plätze stehen damit zur Verfügung und eine Spezialisierung für die Arbeit mit psychisch behinderten Menschen ist möglich.

Die Leitungskräfte-Qualifizierung / SpZ für Werkstattleiter

Neben dieser Schulung der Gruppenleiter bzw. „Fachkräfte“ bietet das Institut eine Leitungskräfte-Qualifizierung an. Sie ist auf ein- einhalb Jahre angelegt und aufgeteilt in zehn Blöcke von zwei bis drei Tagen. Das Besondere: Vor jedem Block gibt es ein sogenanntes „Vorgesetzten-Coaching“, bei dem die Vorgesetzten der Teilnehmer zusammenkommen, sich über Inhalte und Ziele der jeweiligen Bausteine informieren und auch miteinander Kontakt aufnehmen. Auch dieser Fortbildungszweig, erfahre ich, soll zertifiziert werden. Derzeit entsteht gerade das QM-Handbuch.

Geschäftsfelder in Vorbereitung

Andrea Raulinat hat viele Ideen, die Tätigkeit des alsterdialogs noch auszuweiten. Ein paar davon verrät sie mir: „Wir planen ein Assessment-Center für die Personalauswahl von Werkstattleitern. Schon am Markt sind wir mit der

Idee 'Rent-a-Dozent', einer Vermittlungsagentur für Dozenten, die in der SPZ oder in der Qualifizierung der Leitungskräfte tätig sind. Unsere Dozenten machen ja die eigentliche Qualität unseres Angebotes aus. Sie sind allesamt Praktiker mit langjähriger Erfahrung in ihrem jeweiligen Unterrichtsgebiet und stellen sich mit ihrem Kursangebot immer wieder der Kritik der Teilnehmer. Ein weiteres Feld, das sich in Entwicklung befindet, ist die Kundenbefragung von Werkstatt-Beschäftigten als gemeinsames Projekt der Winterhuder Werkstätten und von alsterarbeit in der Trägerschaft von alster-intec e.V. Diese Entwicklung wird begleitet von Frau Dr. Kammann aus Osna-brück, die in einem Forschungsprojekt derzeit 30 Interviews mit Werkstatt-Mitarbeitern zur Reha-Qualität in Werkstätten durchführt.“

Die Beschäftigten-Befragung

Das Thema Mitarbeiterbefragung interessiert mich, weil wir selbst vor einiger Zeit eine Befragung durchgeführt haben. „Was ist das Besondere an dem geplanten Vor-

Fortbildung



gehen?“ will ich wissen. „Es handelt sich um ein sogenanntes konsekutives Interview,“ ist die Antwort. „Der Befragter stellt eine Eingangsfrage und folgt dann den Antworten der Interviewten, hält aber auch den Roten Faden in der Hand, denn es geht ja um die Erfassung der Zufriedenheit in bestimmten Bereichen. Anschließend wird das Interview komplett abgeschrieben und nach Kriterien der qualitativen Sozialforschung ausgewertet.“ Das Geld für den Forschungsauftrag kommt vom Integrationsamt Hamburg. Im Anschluss an die Forschungsphase sollen Gruppenleiter dieses Instru-

ment erlernen und als Befragter jeweils in anderen Gruppen ihrer Werkstatt eingesetzt werden. Damit wird die Befragung zu einem regelmäßigen Erhebungsverfahren im Rahmen der QED.

Der Qualitative EntwicklungsDialog

„Wie hat sich der Qualitative EntwicklungsDialog weiterentwickelt,“ greife ich das Stichwort auf, denn Frau Raulinat hat dessen Grundlagen vor einigen Jahren auch in Zusammenarbeit mit unserer Werkstatt erarbeitet.

„Drei Werkstätten sind derzeit in die intensive Entwicklung einbezogen,“ erfahre ich. „alsterarbeit, Winterhude und die Chiemgau-Lebenshilfe-Werkstätten. In jüngerer Zeit wurden noch fehlende Module ergänzt. Neu ist die verbindliche Ablaufstruktur. Die Vielzahl von Erhebungsverfahren, die sogenannten 'Brillen', wurde auf sechs für den Anfang reduziert, die anderen werden später ergänzt. Enthalten sind weiterhin die vier Kompetenzfelder nach Professor Grampp sowie der Lernfeldplan. Es ist ein Praxishandbuch erschienen, das unter anderem die Umsetzbarkeit von QED belegt. Mit dem Qualitativen EntwicklungsDialog, so hat sich gezeigt, verändert sich die gesamte Werkstattkultur. Das kann gelegentlich auch zu Herausforderungen führen.“ In der Schulung von QED hat Frau Raulinat ebenfalls eine Änderung vorgenommen. Sozialpädagogen, Gruppenleiter und Leitungskräfte werden gemeinsam geschult. Ein Schulungsprogramm umfasst sechs Tage und wird ergänzt durch Lernzirkel und Fallworkshops.

Resümee

Ein umfangreiches Programm hat das neue Institut sich da vorgenommen. In seinem Zentrum steht die Leiterin mit ihrem hohen pädagogischen Anspruch und einer, wie alle Teilnehmer wissen, exzellenten pädagogischen Kompetenz. alsterdialog trägt unverkennbar ihre Handschrift, wurde entwickelt nach ihren Ideen, allerdings im Dialog mit vielen Fachleuten. „Ja,“ bestätigt sie meine Vermutung, „dies ist mein Traumjob und meine berufliche Zukunft. Ich bin glücklich über die Unterstützung, die ich hier erfahre und über die Wertschätzung für meine Arbeit.“

Ich verlasse die Institutsräume mit dem sicheren Gefühl, dass die Werkstattarbeit von Andrea Raulinat noch eine Menge Impulse zu erwarten hat.



alsterarbeit ist eingebettet in die Nachbarschaft der Geschäfte und Dienstleister des Alsterdorfer Marktes.

Eine Ausbildung mit hohem Anspruch



Klaus-Peter Kunstmann, Gruppenleiter in der Töpferei der Elbe-Werkstätten am Nymphenweg, befindet sich zur Zeit beim Alsterdialog in der Ausbildung zur „Geprüften Fachkraft für Arbeits- und Berufsförderung“. Schwindelfrei befragte ihn nach seinen Erfahrungen mit diesem Ausbildungsgang:

Anfang 2003 begannen 22 Personen die Sonderpädagogische Zusatzausbildung in der Evangelischen Stiftung Alsterdorf, 14 von ihnen machten nach dem SPZ-Abschluss weiter und belegten das Prüfungsmodul zur „Geprüften Fachkraft für Arbeits- und Berufsförderung“. Klaus-Peter Kunstmann zur Qualität der Ausbildung: „Der Anspruch dieser Ausbildung ist sehr hoch. Unterrichtet wird in einer Fülle von Ausbildungsfächern: Pädagogik und Arbeitspädagogik, Recht, Psychologie, Psychiatrie, Krankheitsbilder, Werkstattkunde usw. Natürlich haben wir ‚Praktiker‘ es nicht leicht mit dieser Form des abstrakten Arbeitens und dem vielen theoretischen Stoff. Wir haben viel Respekt vor der Auseinandersetzung mit den Themen und dem eigenständigen Erarbeiten. Aber wir alle empfinden es als spannende Herausforderung und arbeiten ernsthaft, diszipliniert und engagiert.“

Am Ende jedes Blockes reflektiert die Gruppe den Unterricht der Dozenten. Kursleiterin Andrea Raulinat greift die Kritik auf und bespricht sie in der Dozentenrunde. Trotz der manchmal trockenen Themen macht das Lernen den Teilnehmern offensichtlich Spaß. Der Unterricht umfasst sehr viel Gruppenarbeit und die Teilneh-

mer sind mit eigenen Präsentationen gefordert. Als besonders herausragende Dozenten erwähnt Klaus-Peter Kunstmann Herrn Schmidt, einen ehemaligen Siemens-Manager aus Bremen, der zum Thema „Außenarbeitsgruppen“ unterrichtete. Hoch im Kurs steht auch Dr. Schümmer, der ehemalige Geschäftsführer

feldplans und die Umsetzung in den Arbeitsalltag ein.

In den 160 Stunden des „Prüfungsmoduls“ zum staatlichen Abschluss werden die Teilnehmer intensiv auf die anstehende Abschluss-Prüfung vorbereitet. Unter anderem schreiben sie kleine Klausuren, denn am Ende steht eine fünfstündige Prüfungsklau-



Klaus-Peter Kunstmann in der Töpferwerkstatt

der Elbe-Werkstätten, mit den Themen ‚Werkstattgeschichte‘ und ‚Euthanasie‘.

Die Prüfung zur SPZ nach 640 Stunden ist für diejenigen, die sich für eine Aufstockung zur staatlichen Prüfung entschieden haben, eine Teilprüfung zum Abschluss „Geprüfte Fachkraft“. Sie müssen sie vor dem neukonstituierten staatlichen Prüfungsausschuss ablegen. Die Teilnehmer reichen eine Projektarbeit ein, die sie vor dem Gremium präsentieren und in einem halbstündigen Fachgespräch diskutieren müssen. Die Arbeit von Klaus-Peter Kunstmann beschäftigte sich mit der Anleitungsmethodik bei Schädel-Hirn-Traumatikern. Sie bezog die Erstellung eines Lern-

sur, für die sie ihr Thema aus fünf Themen-Komplexen auswählen können. Klaus-Peter Kunstmann hat ein Thema aus dem Rechtsbereich gewählt.

Nur einen Nachteil sieht die angehende „Fachkraft für Arbeits- und Berufsförderung“ in ihrer Ausbildung: „Ich bin zu oft aus meiner Gruppe herausgerissen. Ich habe zwar das Glück, dass ich in meiner Gruppenleitung kompetent vertreten werde, aber die systematische Arbeit mit den Mitarbeitern leidet eben doch. Ich hoffe, ich kann mit dem neuen Schwung aus der Schulung ab März diesen Mangel kompensieren. Ich freue mich schon sehr darauf, das Gelernte in die Praxis umzusetzen.“



Hamburg war eine Reise wert

Gelungener LAG-Kongress „Wege der Integration ins Arbeitsleben“

150 Menschen aus dem gesamten Bundesgebiet machten sich zum 24. und 25. September 2003 auf den Weg nach Hamburg. Die Landesarbeitsgemeinschaft der Werkstätten hatte zu einem Kongress eingeladen, der die Frage stellte: „Wie lässt sich der Integrationsauftrag in die Werkstättenpraxis umsetzen?“ Eingebettet war die Veranstaltung in das Europäische Jahr der Menschen mit Behinderungen. Es sollte dabei nicht um Theorien gehen. Die Organisatoren hatten den Schwerpunkt auf die Vorstellung und Vermittlung von Praxiserfahrungen gelegt. Beispiele „guter Praxis“ präsentierten sich den Besuchern vor und die Verantwortlichen standen Rede und Antwort. Vorgestellt wurden europäische, nationale und regionale Projekte. Jedes von ihnen beschreitet einen individuellen Weg zur Integration behinderter Beschäftigter ins Arbeitsleben. Fazit der Teilnehmer nach zwei sehr intensiven Kongresstagen: Der Kongress hielt, was er versprochen hatte. Es war ein Kongress von Praktikern für die Werkstattpraxis.



Eröffnung mit Podiumsdiskussion

Europäische Projekte

Unter den europäischen Projekten ragte besonders die Präsentation von Wim Voorn aus Amsterdam heraus, der die dort praktizierten „Abrufteams“ vorstellte, ein flexibles System von Arbeitsmöglichkeiten für Werkstattbeschäftigte in Betrieben des Ersten Arbeitsmarktes. Aber auch die Erfahrungen aus Österreich, Italien und Schweden boten den Zuhörern wertvolle Anregungen für ihre eigene Arbeit.

Bundesdeutsche Projekte

Auf bundesrepublikanischer Ebene stellten sich die Integrationsbetriebe der MOSAIK-Service GmbH Berlin, die CAP-Lebensmittelmärkte der GDW Süd und das EUVEA-Tagungshotel der Westeifel-Werkstätten in Neuerburg vor.

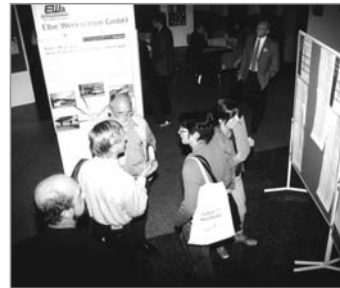
Die INTEG GmbH aus Bad Driburg berichtete über eine „umgekehrte Integration“, nämlich über den Weg der Einbindung gewerblicher Arbeitnehmer in Fertigungsprozesse. Es gelingt ihr, mit professionellen Fertigungen Arbeitsentgelte für behinderte Beschäftigte zu zahlen, die annähernd Tarifniveau erreichen.

Regionale Projekte

Als Beispiele für regionale Projekte berichtete Wilfried Hautop aus der Werkstatt Bremen über sein System ausgelagerter Arbeitsgruppen. Die Winterhuder Werkstätten aus Hamburg stellten ihre Einzelarbeitsplätze in Betrieben des Ersten Arbeitsmarktes vor, die sie durch einen „ambulanten Gruppenleiter“ begleiten. Die Elbe-Werkstätten berichteten über den Externen Berufsbildungsbereich „Pflege- und Hauswirtschaft“, einen Qualifizierungseinsatz in Betrieben des Ersten Arbeitsmarktes und alsterarbeit, die Werkstatt der



Vollbesetztes Plenum



Im Foyer

Evangelischen Stiftung Alsterdorf, präsentierte Künstlerarbeitsplätze im Bereich bildnerische Kunst, Musik und Theater.

Einschätzungen der Wirtschaft und der Sozialverwaltung

Die einleitende Podiumsdiskussion führten Vertreter von Politik, Verwaltung, Wirtschaft und Werkstätten zusammen. Die Wirtschaftsvertreter hielten eine Ausweitung von integrierten Arbeitsplätzen für möglich und für sinnvoll. Voraussetzung sei allerdings, dass Werkstätten ein zielgerichtetes und professionelles Marketing für ein solches Angebot betrieben. Es müsse Möglichkeiten aufzeigen und die Leistungsfähigkeit behinderter Beschäftigter klar machen. Uwe Riez, Senatsdirektor in der Hamburger Sozialbehörde, versprach, die Kosten für ein solches Marketing zu übernehmen.

Besuchsprogramm

Abgerundet wurde der Kongress am „inoffiziellen“ dritten Veranstaltungstag durch eine Reihe von Besuchsmöglichkeiten bei ausgewählten Hamburger Projekten auf dem Allgemeinen Arbeitsmarkt. Zu sehen war etwa eine Arbeitsgruppe bei der Gabelstaplerfirma Still, ein CAP-Lebensmittelmarkt oder der neue Alsterdorfer Markt, ein Einkaufszentrum auf dem Gelände der evangelischen Stiftung Alsterdorf mit Arbeitsplätzen für behinderte Menschen. Das I-Tüpfelchen war die abendliche Kongressfete bei den Schlumper Malern.

Fazit

Der Kongress zeigte eine Vielfalt von unterschiedlichen Herangehensweisen an das Thema Integration, die manchen „alten Hasen“ der Werkstattszene erstaunt ha-

ben dürfte. Ein Teilnehmer resümierte: „Es war ein gut organisierter, inhaltsreicher Kongress mit vielen praktischen Anregungen für Werkstattfachleute, ein Podium der Begegnungen und des Gedankenaustausches.“

Das I-Tüpfelchen war die abendliche Kongressfete bei den Schlumper Malern.

Kongressdokumentation:

Wer Einzelheiten zu dieser Veranstaltung nachlesen will, findet sie im Internet unter: www.wfbm.info/lagwfbmh. Die Kongressdokumentierung gibt es zum Preis von 10 Euro bei der LAG WfbM Hamburg, Alsterdorfer Straße 506, 22337 Hamburg, Tel.: 040-50073849, Fax: 040-50773856.



Funda Özyer, 25 Jahre

Betrieb Altona

Funda Özyer ist in ihrer Gruppe sehr beliebt. Dafür spricht, dass sie schon nach kurzer Zeit zur Gruppensprecherin gewählt wurde. Sie arbeitet am Friesenweg in Altona in der Verpackung für die Firma DMG – zahntechnischer Bedarf. Ihre Berufsbildung hat sie bei Carina Schmidt in der Hauswirtschaft absolviert. Zuvor besuchte sie die Körperbehinderten-Schule am Hirtenweg. Ihre Arbeit besteht hauptsächlich in der Verpackung von Kanülen, aber sie faltet auch Verpackungsschachteln und sie klebt die Tüten zu.

Funda Özyer lebt mit ihren Eltern in Altona. Von den beiden Geschwistern ist der Bruder zurück in die Türkei gegangen, die Schwester lebt ebenfalls noch bei der Familie. Wenn es nach Funda ginge, könnte das so bleiben. Sie selbst jedenfalls hat keine Lust, in eine Wohngruppe zu ziehen. In ihrer Freizeit bastelt sie gerne. Aber sie geht auch mal aus, zum Beispiel mit ihrem Vater, der seit kurzem in Rente ist. Sie gehen in ein Cafe, wo sie einen Tee trinkt und den Männern bei Karten- oder Brettspielen zusieht. Häufig geht sie auch mit ihrer Schwester spazieren. Die Familie hat viele Bekannte, türkische, aber auch deutsche. So ist immer viel

bei ihr zu Hause. Ihre Verwandten wohnen jedoch überwiegend in der Türkei und einmal im Jahr fährt Familie Özyer sie besuchen.

Ihre Arbeit als Gruppensprecherin nimmt Funda Özyer ernst. Probleme, die sie sieht oder von denen sie hört, bespricht sie mit Gudrun Quedenbaum, der Gruppensprecher-Assistentin. Die Gruppensprecher haben regelmäßige gemeinsame Sitzungen.

Funda Özyer arbeitet, wie sie sagt, gern in der Werkstatt und, so bestätigt ihr Gruppenleiter Lothar Harnisch, sie arbeitet gut und zuverlässig. „Aber,“ sagt sie, „wenn ich nicht mehr kann, wenn ich zu viel getan habe, dann brauche ich einfach eine Pause.“

Ihre Arbeit als Gruppensprecherin nimmt Funda Özyer ernst. Probleme, die sie sieht oder von denen sie hört, bespricht sie mit Gudrun Quedenbaum, der Gruppensprecher-Assistentin.





Bärbel Schmidt, 40 Jahre

Betrieb Harburg 1

Seit Oktober 2003 arbeitet Bärbel Schmidt bei den Elbe-Werkstätten. Sie absolviert derzeit eine Umschulung zur Bürokauffrau an der Handelschule Weber in Harburg, eine Ausbildung, die auf eineinhalb Jahre angesetzt ist. Nach vier Monaten reiner Schulzeit erwartet die Umschüler 14 Monate lang eine Mischung aus Praxis und Unterricht, jeweils drei Tage im Betrieb und zwei Tage in der Weber-Schule. Bärbel Schmidt arbeitet am Nymphenweg im Vertrieb der Guttasyn-Arbeitsschutzschürzen.

Ihr Arbeitsalltag besteht aus der Bearbeitung von eingehenden Bestellungen, Rechnungen, Lieferscheinen und aus telefonischen Kundenkontakten. Ausgebildet wurde sie Ende der 70er Jahre im Garten- und Landschaftsbau beim Bezirksamt Hamburg Mitte, wo sie auch sechs Jahre lang tätig war. Dann, nach ihrer Heirat, wagte sie mit ihrem Mann zusammen einen großen Schritt, die Auswanderung nach Südafrika. 15 Jahre hat sie in diesem wunderschönen Land verbracht. „Es ist meine zweite Heimat geworden“, sagt sie rückblickend. 2003 kehrte sie nach Hamburg zurück und bemühte sich um eine berufliche Neuorientierung. Ihre Idealvorstellung ist es, beide Berufe, Bürokauffrau und Landschaftsgärtnerei, später zu kombinieren. Dass Bärbel Schmidt als Praktikumsstelle die Elbe-Werkstätten gewählt hat, kam nicht von ungefähr. „Schon mit 15 Jahren“, so berichtet sie,



„Die Tätigkeit ist interessant, das Betriebsklima gut. Ganz besonders gefällt mir der gleichberechtigte Umgang mit den behinderten Mitarbeitern.“

„habe ich gemeinsam mit einer Freundin in den Ferien in einer Wohngruppe des Harburger Spastikervereins gearbeitet, auf einem Bauernhof, wo Leben und Arbeiten miteinander verbunden war.“ „Das war eine tolle Erfahrung“, so beurteilt sie diese Zeit im Nachhinein. „Ich habe sie nie vergessen, sie hat meine Einstellung und mein gesamtes Leben mit geprägt.“ Darum hat sie sich gezielt für ihr Praktikum bei einer Behindertenwerkstatt beworben. „Und hält unsere Werkstatt das, was Sie

sich von ihr versprochen haben?“ frage ich. „Ja“, sagt sie, „ich bin zufrieden hier. Die Tätigkeit ist interessant, das Betriebsklima gut. Ganz besonders gefällt mir der gleichberechtigte Umgang mit den behinderten Mitarbeitern.“

EW persönlich



Lusala Vombi-Loko, 38 Jahre
Betrieb Harburg 1

Lusala Vombi-Loko arbeitet seit 1993 bei den Elbe-Werkstätten. Vorher besuchte er – seit 1984 – die Behindertenwerkstatt in Bonn. Sein Vater stammt aus Zaire, die Mutter ist Deutsche.

Lusala ist in Deutschland geboren. Bei den Elbe-Werkstätten begann er im Metallbereich bei Frauke Petermann im Försterkamp und wechselte später zum Hafenzentrum, in den Rehamittel-Wiedereinsatz. Seit Anfang dieses Jahres arbeitet er am Nymphenweg in der Schürzenproduktion. „Man muss doch auch einmal etwas anderes machen“, sagt er. Lust auf Entwicklung eben. Das gilt auch für den Privatbereich. Nachdem er einige Zeit in einer Wohngruppe wohnte, entschied er vor vier Jahren, in eine eigene

Wohnung umzuziehen, wo er sehr selbstständig lebt. Einkaufen, kochen, putzen, waschen, alles kein Problem für ihn. Eine Betreuerin hat er lediglich für die Post, die er bekommt, denn, so sagt er: „Ich kann nicht so gut lesen und schreiben.“ Und sie begleitet ihn bei Großeinkäufen „damit sie mich nicht über den Tisch ziehen“.

Lusala Vombi-Loko ist ein begeisterter Fußballer. Er spielt in der Elbe-Mannschaft und hat schon an vielen Turnieren teilgenommen, in Norderstedt, in Braunschweig, Essen, Duisburg und auch in Berlin. Er ist Abwehrspieler und eine Stütze seiner Mannschaft. Ein anderes Hobby: Er spielt Theater, in der Gruppe „Eisenhans“ bei Leben mit Behinderung, immer mittwochs am Borg-

Lusala Vombi-Loko ist ein begeisterter Fußballer. Er spielt in der Elbe-Mannschaft und hat schon an vielen Turnieren teilgenommen

weg. Die letzte Produktion hieß www.abhauen.de und wurde im Thalia Theater in der Gaußstraße in Altona aufgeführt. Auch die gesamte Mitarbeiterschaft des Elbe-Betriebes Altona kam vor Weihnachten dort zu Besuch und sah sich eine Vorstellung an. Sechs Jahre spielt er schon Theater und es ist ein wichtiger Teil seines Lebens geworden. Mit der Theatergruppe ist er auch schon in ganz Norddeutschland herumgekommen.

Ein weiteres Hobby ist das Fahrradfahren. Außerdem sammelt er Bierkrüge und LKW-Modelle. In seiner Freizeit trifft er sich gern mit Freunden aus der Werkstatt, manchmal bei ihm zu Hause, manchmal gehen sie auch gemeinsam weg. Und natürlich hat der gut aussehende junge Mann auch eine Freundin, ebenfalls aus der Werkstatt. Lusalas Eltern sind mittlerweile in Italien beheimatet, genauer gesagt in Rom. Zweimal im Jahr, im Sommer und zu Weihnachten, besucht er sie dort. Lusala Vombi-Loko ist ein begeisterter Mitarbeiter in der Werkstatt, selbstständig, geschickt und immer einsatzbereit. Er selber möchte nicht anderswo arbeiten. „Hier bin ich zufrieden“, sagt er. „Hier komme ich klar. Wer weiß, ob das in einem anderen Betrieb auch so wäre.“ Ist er also mit seinem Leben zufrieden? „Ja, das bin ich“, lautet seine Antwort. „Was will ich denn mehr? Ich habe Freunde, ich habe eine eigene Wohnung, ich habe genug Geld zur Verfügung und ich habe eine Arbeit, die mir Spaß macht. Manchmal denke ich nur, die Leute könnten freundlicher miteinander umgehen. Netter, herzlicher, mehr miteinander lachen.“



Mark Schänzer, 38 Jahre,
Betrieb Altona

Mark Schänzer gehört zu den Kollegen, die noch nicht lange in den Elbe-Werkstätten arbeiten. Am 1. Mai 2003 begann er seine Tätigkeit als Sozialpädagoge im Betrieb Altona, zunächst auf einer halben Stelle, dann – seit August – auf Vollzeit-Basis. Zuständig ist er für den Produktionsbereich. Genauer gesagt: für die Verpackungs- und Montagegruppen, den Holzbereich, das „Zeltlager“ und für die Außenarbeitsgruppe bei der Firma Vibracoustic.



In seiner Verantwortung liegt auch die Individuelle Entwicklungsplanung in mehreren Gruppen, das Förder- und Entwicklungsprogramm für die Mitarbeiter der Elbe-Werkstätten mit jährlichen Planungs- und Berichtszeiträumen. Eine weitere Aufgabe: Mark Schänzer erstellt und koordiniert das Altonaer Fortbildungsprogramm für Mitarbeiter, das – übers Jahr verteilt – ca. 40 Veranstaltungen enthält. Er selber wird in diesem Jahr auch einen Kurs durchführen: Die neu ins Programm genommene EDV-Einführung – Umgang mit dem PC und Grundlagen der Text-Verarbeitung.

Bevor Mark Schänzer zu den Elbe-Werkstätten gestoßen ist, war er elf Jahre lang in einem benachbarten Arbeitsfeld tätig: Im Weiterbildungsbereich. Dort hat er – auf der Grundlage des SGB III – Arbeitsamts-Kurse mit Jugendlichen und Erwachsenen durchgeführt, eine Arbeit, die ihn zum Schluss nicht mehr zufriedengestellt hat. „Denn,“ so sagt er, „die Rahmenbedingungen wurden immer schlechter. Nur noch die Vermittlungsquote zählte. Pädagogische Arbeit war fast nicht mehr möglich.“ Das empfindet er in der Werkstatt ganz anders. Arbeit ist hier das Medium zur Entwicklung

der Mitarbeiter. Und dabei ist die Arbeit durchaus nicht zweitrangig oder beliebig. Im Gegenteil. Er war und ist sehr beeindruckt vom professionellen Arbeitsangebot der Altonaer Werkstatt in den verschiedenen Bereichen. „Die Integration ins Arbeitsleben steht hier auf einem hohen Niveau“, äußert er anerkennend. Und er lobt aus seiner noch immer etwas von Außen kommenden Sichtweise das hohe Engagement der Kolleginnen und Kollegen. Noch etwas ist ihm in seinem knappen Jahr Werkstatt Erfahrung aufgefallen: Die Elbe-Werkstätten sind innovativ, insbesondere was den Zugang zum Allgemeinen Arbeitsmarkt angeht, sei es mit Außenarbeitsplätzen oder mit beruflicher Bildung außerhalb der Werkstatt.

Und was verrät Mark Schänzer über sich privat? Verheiratet ist er, hat keine Kinder und wohnt in Blankenese. Geboren ist er im Westerwald, lebt aber schon seit seinem zwölften Lebensjahr in Hamburg. Seine Hobbys sind Joggen, Segeln, In-Urlaub-Fahren. Und seine Arbeit ist ihm wichtig. Und da hat er mit den Elbe-Werk-

stätten offensichtlich eine neue berufliche Heimat gefunden. Jedenfalls sagt er von sich: „Mir kommt es so vor, als sei ich schon ewig lange hier. Ich fühle mich pudelwohl.“

Seine Arbeit ist ihm wichtig. Und da hat er mit den Elbe-Werkstätten offensichtlich eine neue berufliche Heimat gefunden.
„Mir kommt es so vor, als sei ich schon ewig lange hier. Ich fühle mich pudelwohl.“



„Handlungsspielräume und Entwicklungspotentiale der Werkstätten erweitern“

Senatsdirektorin Maria Maderyc zum g Zusammenschluss der We

Die Werkstätten für behinderte Menschen in Hamburg sollen effektiver und kostengünstiger arbeiten. Mit dieser Zielsetzung hat die Behörde für Soziales und Familie einen Prozess in Gang gesetzt, an deren Ende ein Zusammenschluss von drei der vier Werkstätten stehen könnte. Treibende Kraft in der Behörde ist die fachlich zuständige Senatsdirektorin Maria Maderyc. Schwindelfrei befragte sie in einem schriftlichen Interview nach ihren Absichten, den voraussichtlichen Auswirkungen eines solchen Prozesses und nach der zeitlichen Perspektive:

Schwindelfrei: Frau Maderyc, Sie und Ihre Behörde haben auf einer großen Veranstaltung im Herbst 2002 die Idee einer Werkstättenfusion in Hamburg ins Spiel gebracht. Was war das Ziel?

Maria Maderyc: Im Oktober des vorletzten Jahres haben die Behörde für Soziales und Familie, die Geschäftsführer der Werkstätten, Betriebs- und Personalräte, die Gewerkschaft Verdi, die Werkstatträte sowie die Arbeiterwohlfahrt und das Diakonische Werk gemeinsam mit dem Senatskoordinator für die Gleichstellung behinderter Menschen einen Prozess der Fortentwicklung der Werkstätten für behinderte Menschen vereinbart. Ziel ist die Umsetzung der Vorgaben des neunten Sozialgesetzbuches und die Verbesserung der Leistungsfähigkeit der Werkstätten für behinderte Menschen – auch unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten.

Auf der von Ihnen angesprochenen Veranstaltung wurden von den Teilnehmern mehrere Empfehlungen ausgesprochen; die Überlegungen zu einer Fusion von Werkstätten war nur eine davon.

Die anderen beschäftigten sich mit Strategien zu mehr Nähe zum Arbeitsmarkt und zukunftsorientierten Planungs- und Steuerungsinstrumenten.

Wichtig ist mir dabei: Die Möglichkeiten der Integration behinderter Menschen unter Beachtung ihres individuellen Wunsch- und Wahlrechtes sollen verbessert werden. Wir wollen mehr Integration und nicht weniger!

Schwindelfrei: Wir stellen Sie sich eine Fusion ganz konkret vor? Wer sind die Partner? Wie weitgehend soll der Zusammenschluss sein? Wie ist die Ausgestaltung?



Maria Maderyc, Senatsdirektorin

Maria Maderyc: Über eine Veränderung der Organisation ist noch nicht entschieden worden. Es wird aber keinen Zusammenschluss geben, der zu einer vollkommenen Aufhebung der einzelnen Unternehmensstrukturen führt. Wir sollten daher nicht von einer Fusion reden.

Schwindelfrei: Welche Auswirkungen hat ein Zusammenschluss auf die angestellten und behinderten Mitarbeiter der Werkstätten?

Maria Maderyc: Die sich aus dem Prozess der Fortentwicklung ergebenden Veränderungen sollen keine Nachteile für die Mitar-

„Der gesamte Veränderungsprozess steht unter der Devise: ‘Zentral koordinieren und dezentral arbeiten.’“



eplanten rkstätten in Hamburg

beiter bringen. Darin sind wir uns mit den betrieblichen Interessenvertretungen und den Werkstattträtern einig. Eines der Ziele des Prozesses ist es ja, die Qualität des Angebotes für behinderte Menschen zu verbessern – und nicht zu verschlechtern.

Schwindelfrei: Stellt der Zusammenschluss auch einen Qualitätsgewinn in der Werkstattlandschaft dar oder ist damit eher eine Vereinheitlichung und Verarmung des Rehabilitationsangebots verbunden?

Maria Maderyc: Sinn der Reform ist es, die Handlungsspielräume der einzelnen Unternehmen und ihre Entwicklungspotenziale über die Unternehmensgrenzen hinaus zu erweitern. Damit ist also keine Einschränkung verbunden, sondern eine Bereicherung. Der gesamte Veränderungsprozess steht dabei unter der Devise: „Zentral koordinieren und dezentral arbeiten“.

Das gilt sowohl für die Akquisition und Bearbeitung von Aufträgen als auch für die vermehrte Auslagerung von Arbeitsplätzen aus Werkstätten in den allgemeinen Arbeitsmarkt.

Schwindelfrei: Bleibt die neue Großwerkstatt ein staatsnaher

Betrieb oder wird sie privatisiert?

Maria Maderyc: An eine Privatisierung im Sinne privatwirtschaftlicher Organisation ist derzeit nicht gedacht. Das wäre schon deshalb kaum realisierbar, weil die Verwendung der Erträge einer Werkstatt für behinderte Menschen gesetzlich so geregelt ist, dass nach Abzug bestimmter Kosten alle Erträge als Lohn an die behinderten Menschen ausbezahlt werden müssen.

Schwindelfrei: Wie weit sind die Vorbereitungen bisher gediehen?

Maria Maderyc: Die Geschäftsführer der Elbe Werkstätten GmbH, der Hamburger Werkstatt GmbH und des Landesbetriebes Winterhuder Werkstätten erarbeiten derzeit einen Vorschlag für eine zukünftige Organisationsstruktur. (Die Alsterdorfer Werkstätten werden sich an der Diskussion beteiligen, wollen jedoch ihre organisatorische Struktur derzeit nicht verändern.)

Schwindelfrei: Welche Schritte sind noch zu absolvieren?

Maria Maderyc: Wenn der Vorschlag der eben erwähnten Ge-

schäftsführer vorliegt, wird er in den Abschlussbericht des Projektes aufgenommen und noch einmal mit denjenigen diskutiert, die an dem Fortentwicklungsprozess teilgenommen haben. Danach wird die Behörde für Soziales und Familie über die Vorschläge entscheiden.

Schwindelfrei: Welche Rolle spielt die Behörde in diesem Prozess?

Maria Maderyc: Die Behörde hat den Fortentwicklungsprozess initiiert und moderiert ihn unter Einbeziehung einer breiten Basis.

Schwindelfrei: Wann wird die Fusion Realität sein?

Maria Maderyc: Ich möchte noch einmal klarstellen, dass der Begriff „Fusion“ nicht passt. Es geht um einen ganzheitlichen Prozess der Fortentwicklung. Zum Zeitpunkt der Umsetzung der Veränderungen schon eine Aussage zu machen, erscheint mir momentan zu früh. Wichtig ist mir, dass der Reformprozess weiterhin zügig und systematisch gestaltet wird und vor allem zu einem guten Ergebnis für alle Beteiligten führt.

Schwindelfrei: Vielen Dank für das Interview, Frau Maderyc.



Briefe an die Mutter

Harald Stoffers, ein Künstler aus den Elbe-Werkstätten

Harald Stoffers ist 43 Jahre alt. Seit 1983 arbeitet er in den Elbe-Werkstätten, genauer gesagt, er begann seine Tätigkeit im Betrieb am Nymphenweg zu einer Zeit, als diese Werkstatt noch zu den Winterhuder Werkstätten gehörte. Später wechselte er in den neuen Betrieb Altona und seit Mai 2001 besucht er das Atelier der Villa, die Kunstwerkstatt der Elbe Werkstätten GmbH, Betrieb Altona. Harald Stoffers malt nicht, er schreibt. Er schreibt Briefe an seine Mutter, er schreibt sie in unterschiedlichen Formaten, auf einem selbst gezogenen wellenförmigen Liniensystem. Damit bekommen die Briefe eine starke graphische Wirkung. Gestaltung und Inhalt, die Kombination macht sie zu Kunstwerken. Peter Heidenwag, der Leiter der Kunstwerkstatt, hat im Eigenverlag der Elbe-Werkstätten nun einen Kunstband herausgegeben, der ausschließlich Harald Stoffers und seinem Werk gewidmet ist. Im Schreiben dieser Briefe hat Harald Stoffers einen ganz eigenen Weg gefunden, sich auszudrücken und sich seiner Umwelt mitzuteilen. Einen Weg künstlerischer Gestaltung, unverwechselbar, kreativ und ästhetisch.

Über die Bedeutung, die das Briefeschreiben für das Leben Harald Stoffers hat, sagt Jan Verwoert in seinem Vorwort zur Veröffentlichung folgendes:

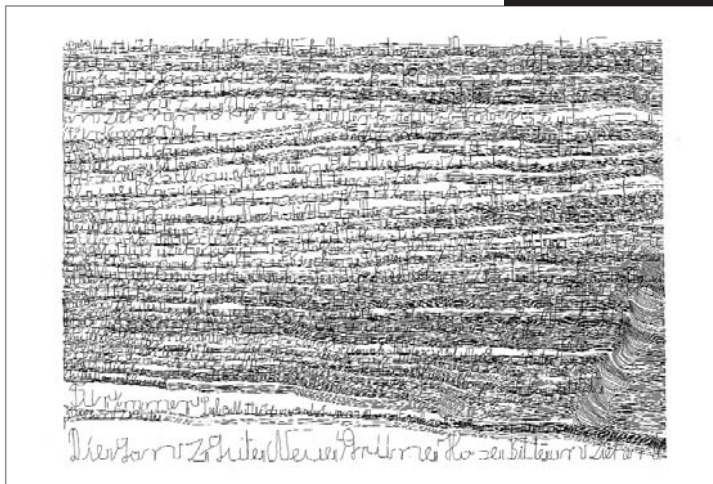
„Man könnte sagen, dass es Stoffers beim Schreiben seiner Briefe in zweierlei Hinsicht um die Gestaltung seines Alltags geht. Zum einen trifft er beim Schreiben eine

mehr einfach irgendeine Zeit, sondern seine Zeit. Schreiben ist ein Weg, sich Zeit zu eigen zu machen. Aber nicht nur Zeit, sondern auch Raum. Um schreiben zu können, muss man sich im Alltag Raum schaffen. Ein bestimmter Zeitraum am Tag muss dieser Beschäftigung vorbehalten bleiben, man braucht einen gewissen Freiraum, um dem Schreiben ungestört nachgehen zu können und natürlich braucht man Platz zum Schreiben, eine freie Fläche, die groß genug ist, als Schreibunterlage zu dienen. Wer schreibt, nimmt sich Zeit und schafft sich Raum. Und genau das tut Harald Stoffers. Indem er Raum und Zeit mittels des Schreibens auf seine Weise organisiert, könnte man sagen, gestaltet er seine Welt nach seinen Wünschen.“



Das genau ist die ungeheure Chance, die die künstlerische Betätigung Harald Stoffers und den anderen Künstlern des Ateliers der Villa bietet, ja die die Kunst behinderten Menschen überhaupt bieten kann: Sich die Welt zu gestalten, schöpferisch tätig zu sein und sich über ein Medium auszudrücken. Sich Gehör zu verschaffen, wo man sonst nicht oder kaum gehört wird. Künstlerische Betätigung, so lehrt uns dieses Beispiel, ist für Menschen mit geistiger Behinderung viel mehr als ein Zeitvertreib. Es ist Ausdruck für die sonst Ausdruckslosen, Sprache für die Sprachlosen, ein Medium der Selbstverwirklichung, der Fortentwicklung der eigenen Person. Wir sollten uns die Frage stellen, ob wir mit der üblichen Werkstattarbeit den Bedürfnissen geistig behinderter Menschen

Entscheidung darüber, was er in der folgenden Woche zur Arbeit anziehen will. Zum anderen ist der Vorgang des Schreibens selbst eine Methode zur Gestaltung des Alltags. Das Schreiben ermöglicht es Stoffers, seinen Alltag zu strukturieren. Freie Zeit wird mit einer Beschäftigung ausgefüllt, die Spaß macht und Langeweile vertreibt. Die Zeit wird aber nicht nur ausgefüllt. Stoffers nimmt sich die Zeit zum Schreiben seiner Briefe. Dadurch, dass er sich diese Zeit nimmt, ist sie nicht



Künstlerische Betätigung ist für Menschen mit geistiger Behinderung viel mehr als ein Zeitvertreib. Es ist Ausdruck für die sonst Ausdruckslosen, Sprache für die Sprachlosen, ein Medium der Selbstverwirklichung, der Fortentwicklung der eigenen Person.

wirklich Genüge tun oder ob nicht künstlerische Betätigung gleichberechtigt als Entfaltungstätigkeit hinzutreten sollte. Im „Atelier der Villa“ sind viele beachtenswerte Arbeiten entstanden. Die von Harald Stoffers bilden nur einen Ausschnitt, wenn auch den im Moment meist wahrgenommenen.

Dr. Johann Feillacher, der Leiter des Hauses der Künstler in Maria Gugging bei Wien, einer „Wallfahrtsstätte“ für Outsiderkunst, stellt dem Buch von Harald Stoffers dieses Vorwort vorweg:

Briefe an Unbekannt

„Jan Verwoert stellt in seinem Beitrag die Frage, an wen die Briefe Harald Stoffers gerichtet sind. Briefe, die so eindeutig künstlerisch gestaltet sind, dass ihre Form weit über die inhaltliche Mitteilung hinausgeht.“

Sie erinnern mich an die Briefe August Wallas, der an Gott und die Welt geschrieben hat, viele tausend Mal. Lange Jahre kam August Walla nicht zwei Zimmer

weiter, um mir etwas mitzuteilen, sondern schickte mir einen Brief nach Hause. Was war der Sinn dahinter? Traute er sich nicht zu kommen? Oder lag im Schreiben nicht nur die Mitteilung eines intellektuellen Inhalts, eines Wunsches, einer Beschwerde oder einer Phantasie, sondern wollte er mir zudem zeigen, wie er schreibt? Seine prachtvollen Schriften erstellte er gleichsam mit Sorgfalt und Routine – und unter dem Einfluss eines künstlerischen Gestaltungsdrangs; allesamt Eigenschaften, wie sie

Kunst in EW



auch bei den Arbeiten Harald Stoffers zu finden sind. Auch Walla richtete seine Briefe teilweise an die Mutter.

Die Gestaltung der Schrift zum Kunstwerk bei Stoffers lässt durchaus den Schluss zu, dass es hier nicht nur um inhaltliche Mitteilungen geht, sondern auch um das Aussenden und Herzeigen, um eine besondere Form der Kommunikation mit dem erwünschten, aber meist unbekanntem Betrachter. Die Wiederholung zeigt die

scher Brief oder Brief als Kunst? Beides ist von gleichem Interesse.

Harald Stoffers schreibt auch nicht auf Straßen, Bäumen oder Gebäuden wie dies August Walla tat, wenn er sich direkt an seine Umgebung wenden wollte. Harald Stoffers Schriften sind noch nicht so extrovertiert, nicht so offensichtlich und direkt an alle gerichtet. Der Wunsch ist hier noch mehr verdrängt, tiefer liegend und soll vielleicht gar nicht an die bewusste Oberfläche dringen. Werden diese Briefe jetzt als Kunst gese-

Das Atelier der Villa

Das Atelier der Villa ist die Kunstwerkstatt der Elbe-Werkstätten GmbH, Betrieb Altona. Es wurde im Jahr 2000 für künstlerische Betätigungen von Mitarbeitern der Elbe-Werkstätten und Interessenten von außerhalb eingerichtet. Ziel des Ateliers ist es, durch eine umfangreiche Auswahl verschiedener Arbeitsmaterialien individuelle Vorstellung umzusetzen. Diese Materialien werden sowohl für die erstmalige als auch

für die professionell fortgeführte Betätigung genutzt. Ziele therapeutischer Art bzw. der reinen Beschäftigung verfolgt das Atelier nicht. Abhängig vom persönlichen Anliegen und in Verbindung mit den dafür geeigneten technischen Mitteln ergibt sich für jeden Besucher ganz individuell ein Interesse an künstlerischen Ausdrucksformen.



Im Atelier der Villa:
Ulrike Schönau

Jes Detlev Juhl (unten)



Bedeutung für den Künstler auf, dieses Ziel zu erreichen; immer wieder schreibt er Briefe, wieder gestaltet er sie zwar ähnlich, aber trotzdem neu. Seine Schrift und seine Grafik sind eindeutig als individuelle Form einer Sprache erkennbar, als Ausdruck künstlerischen Tuns, eine Äußerung, die eine ganz persönliche, nicht nachgeahmte Form zeigt. Künstleri-

hen, wird Stoffers jedoch so eine größere Allgemeinheit erreichen und er wird Resonanzen bekommen. Man wird ihn darauf ansprechen, fragen, vielleicht in ihm einen Prozess der Bewusstmachung erzeugen – vielleicht wird er sich dann auch direkter an ein größeres Publikum wenden.“

Dr. Johann Feillacher

Kontakt und Buchbestellung:

Atelier der Villa, Kunstwerkstatt der Elbe-Werkstätten GmbH, Betrieb Altona, Peter Heidenwag, Friesenweg 5 c, 22763 Hamburg

Telefon:
040-88 906/105.

E-Mail:
Peter.Heidenwag@galeriedervilla.de

Internetadresse:
www.galeriedervilla.de.

Besuche sind möglich:

Montags und freitags, montags von 14.30 bis 17.30, freitags zwischen 13.00 und 16.00 Uhr oder nach telefonischer Vereinbarung.

„Behindert oder normal?“

Verletzende Begriffe, ihre Ursachen und was wir tun können



„Für mich klingt das Wort Behinderung so abwertend. Da weiß man nie, was so einer macht oder was er kann. Ich fühle mich durch das Wort mies gelaunt“, sagt mir ein Mitarbeiter aus der Werkstatt und eine Kollegin assistiert: „Gegenüber Behinderten haben die Leute doch immer Vorurteile. Die sind bekloppt, sagen sie, die können das alles nicht. Die können ja nicht einmal lesen, mit denen wollen wir nichts zu tun haben.“ Und eine Dritte pflichtet bei: „Ich möchte, dass die Leute Behinderte als normal ansehen, als ganz normale Menschen, wie andere auch.“

Bundesweit ist im letzten Jahr eine Überlegung in Gang gekommen, das Wort „Behinderung“, insbesondere „Geistige Behinderung“, durch einen anderen, als weniger diskriminierend empfundenen Begriff zu ersetzen. People First, die Selbsthilfeorganisation von Menschen mit geistiger Behinderung, verwendet in ihrem Sprachgebrauch nur noch den Begriff „Menschen mit Lernschwierigkeiten“, abgeleitet vom englischen „People with learning disabilities“.

In meinen Gesprächen mit Werkstattmitarbeitern erlebe ich immer wieder eine tiefe Verletztheit. Sie macht sich fest an den Begriffen, sitzt aber sehr viel tiefer. Es ist die Erfahrung, nicht als vollwertig und gleichberechtigt anerkannt zu sein und das tut weh und macht hilflos. Jeder von uns hat Stärken und Schwächen, ist in einem Bereich fähig und kompetent, in einem anderen eine Niete, aber er erlebt sich selbst als eine vollwertige, intakte Person. Das gilt für Behinderte genauso wie für „Nicht-Behinderte“.

Aber diese eigene Einschätzung überprüft jeder von uns an der Reaktion der Umwelt. Behinderte Menschen erleben dort oft Ablehnung oder Mitleid und in diesem Spiegel beginnen sie, an sich selbst und ihrer Normalität zu zweifeln. Plötzlich wird eine Schwäche oder Unzulänglichkeit, zu einem entscheidenden Merkmal. Dieses Merkmal gibt den anderen offenkundig die Berechti-

gung, ihnen den zwischenmenschlichen Respekt zu verweigern. Ihre gar nicht als so wesentlich erlebte, vielleicht nicht einmal registrierte Unzulänglichkeit wird plötzlich zum scharfen Trennstrich zwischen den „Normalen“ und den „Abgesonderten“. Das Wort Behinderung wird zum Symbol dieser Aussonderung. Kein Wunder, dass es vielen regelrecht verhasst ist.

Entrüstung darüber, Appelle und – leider – auch geänderte Begriffe werden Vorurteile und Ablehnung nicht aus der Welt schaffen. Die Verhaltensweisen der „Nicht-Behinderten“ sind ja nichts anderes als Reaktionen auf etwas Unbekanntes, etwas als bedrohlich Erlebtes. Jeder von uns hat es in irgendeiner Form schon einmal an sich selbst erlebt: Angst, Abwehr, Hilflosigkeit in einer fremden, unbekannteren Situation, für die wir keine Reaktionsmöglichkeit parat hatten. Vielleicht auch die Abwehr unserer eigenen Unzulänglichkeiten, die wir in einem anderen um so strenger geißeln.

Solche Verhaltensweisen lassen sich nur ändern, wenn behinderte Menschen sich von sich aus öffnen, wenn sie den „anderen“ die Möglichkeit geben, sie in ihrer gesamten Persönlichkeit kennenzulernen, also als vielschichtige Menschen mit Stärken und Schwächen, als „intakte“ Personen. Dazu gehört jedoch Selbstbewusstsein und Selbstvertrauen, Eigenschaften, die die meisten Menschen mit Behinderungen

gerade aufgrund ihrer negativen Erfahrungen mit den Reaktionen der Umwelt nicht entwickeln konnten.

Was kann die Werkstatt dazu tun? Unsere Bedingungen tragen zunächst einmal wenig dazu bei, Vorurteile abzubauen. Die Werkstatt ist leider immer noch eine allzusehr in sich abgeschlossene Welt, die eher verhindert, dass Menschen mit und ohne Behinderung miteinander vertraut werden, als dass sie dies fördert. Dies ändert sich erst sehr allmählich. Die Werkstattbedingungen sind geknüpft an einen gesellschaftlichen Bewusstseinsstand und an gesetzliche Grundlagen, die sich nur sehr langfristig ändern lassen. Kurzfristig können Werkstätten das Selbstbewusstsein ihrer Mitarbeiter stärken, indem sie sie als gleichberechtigt akzeptieren, sie als gleichwertig behandeln, ihnen Leistungen ermöglichen, die Leistungen anerkennen und ihnen Verantwortung übertragen. Und wir sollten die Mitarbeiter ermutigen und unterstützen, für ihre eigene Anerkennung aktiv einzutreten.

Wir werden zur Kenntnis nehmen müssen, dass diskriminierendes Verhalten gegenüber Menschen mit Behinderung sich nicht völlig aus der Welt schaffen lässt, nicht durch die Suche nach neuen Worten und nicht durch Integration – auch wenn sie noch so gut gelungen zu sein scheint. Bewusstseinsänderung ist ein langer Weg, auf dem man nie endgültig ans Ziel gelangt, sondern immer wieder am Anfang zu stehen scheint. Das spricht aber nicht gegen Integration und auch nicht gegen die Verwendung nicht-diskriminierender Begriffe.

In den letzten Jahren hat sich nach meiner Wahrnehmung schon ein erstaunlicher Wandel vollzogen. Unterstützen wir ihn durch mehr Kontaktmöglichkeiten und dadurch, dass wir das Selbstbewusstsein der behinderten Mitarbeiter stärken, denn: Selbstbewusstsein schützt.



Dieter Basener



Teilhabe ist möglich – wenn alle sich trauen

Bundesweiter Kongress für Menschen mit geistiger Behinderung



Teilnehmer bei der Ankunft

Ein großer, bundesweiter Kongress für Menschen mit geistiger Behinderung, ist so etwas möglich? Ja, es geht! Den Beweis hierfür erbrachte – nun schon zum zweiten Mal – die Bundesvereinigung Lebenshilfe.



Musikmachen mit Trommeln beim Musikworkshop

Das erste Mal ging die Bundesvereinigung dieses Wagnis im Jahre 1993 in Duisburg ein. Zehn Jahre später, vom 18. bis 20. September 2003, lud sie geistig behinderte Menschen aus der ganzen Bundesrepublik nach Dortmund ein. Das Kongressthema lautete „Selbstbestimmung und Teilhabe“, das Motto: „Wir wollen mehr als nur dabei sein“. Das Besondere an der Veranstaltung des Jahres 2003: Geistig behinderte Menschen waren zu Gast in den Räumen der Universität. Studenten und Teilnehmer arbeiteten Tür an Tür und trafen sich in den Uni-Gebäuden, in den Hörsälen und in der Mensa. Es war eine lebhafteste, vielfältige Veranstaltung, von der ein deutliches Signal ausging: „Menschen mit geistiger Behinderung können die Teilhabe an allen Lebensberei-

chen verwirklichen, wenn Ihr ihnen die Chance dazu gebt.“

Die Elbe-Werkstätten waren bei diesem Kongress ebenfalls mit einer kleinen Delegation vertreten. Doris Junggebauer aus der Werkstatt Meckelfeld besuchte drei Tage lang unterschiedliche Seminare. Thomas Netzel aus dem Betrieb Harburg 1 hatte sich für einen Musik-Workshop angemeldet, der auf die Dauer des gesamten Kongresses angesetzt war und dessen Ergebnisse zum Schluss im Abschlussplenum präsentiert werden sollten. Über den Musik-Workshop berichtete die Kongresszeitung „Mittendrin und voll dabei“:

„Was da klingt, sind wir.“

16 Leute probieren unterschiedliche Klänge aus: Rascheln, Regengeräusche... Jeder hat eine Trom-

mel vor sich stehen. Die fröhlichen und eifrigen Gesichter zeigen uns: Musik macht den Teilnehmern Spaß. Redakteur Klaus Reinhold ist trotzdem unsicher: „Bei uns zu Hause im Spielmannszug geht es anders zu“. Wir fragen Eva Krebber-Steinberger, was sie mit der Gruppe vor hat. „Heute haben wir mit den Trommeln unsere Namen gelernt und Kontakt aufgenommen. Morgen nehmen wir neue Instrumente dazu und bringen Rhythmus in die Sprüche und Themen des Kongresses.“ Eva Krebber-Steinberger ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Bereich Musikerziehung der Universität Dortmund. Für ihre Arbeit hat sie beeindruckend viele Instrumente zur Verfügung. Am Ende des Kongresses will die Gruppe die Ergebnisse ihres Workshops präsentieren. Alle sind gespannt.“



Links: Maskenpuppe beim „Schönmachen“
Unten: Mitmachen bei der Entstehung der Kongress-Zeitschrift



EW-Mitarbeiterin Doris Junggebauer hat für Schwindelfrei ihre Notizen aus den verschiedenen Veranstaltungen zusammengestellt:

Der Kongress für Menschen mit und ohne Behinderung aus dem In- und Ausland 2003 in Dortmund

- In Dänemark wurde vor 10 Jahren ein Landesverband gegründet, der sich dafür eingesetzt hat, dass jeder Betroffene eine Rente bekommt und davon seine Steuern zahlt. Gleiche EU-Projekte laufen in Portugal und Spanien.
- In der Dortmunder Erklärung vom 20.09.2003 wurde über die Ziele der Lebenshilfe abgestimmt, welche insbesondere die Teilhabe in den Vordergrund gestellt hat.
- Teilhabe bedeutet mitmachen, mitgestalten und mitbestimmen beim Zusammenleben aller Bürgerinnen und Bürger – auch wenn ein Mensch mit Behinderung sehr viel Hilfe braucht. Die Menschen sind verschieden. Sie alle haben Fähigkeiten und alle sind gleichviel wert.
- Die Bundesregierung will zum Europäischen Jahr der Menschen mit Behinderung Teilhabe verwirklichen, Gleichstellung durchsetzen und Selbstbestimmung ermöglichen.
- In Integrationsfirmen arbeiten Menschen mit und ohne Behinderung (54%) zusammen, wobei die Pflichtquote i. d. R. überschritten wird. Nicht nur im Wohnbereich wollen diese Arbeitnehmer Selbstbestimmung verwirklichen, sondern auch auf der Arbeit (Werkstatt!).
- Die Menschen, die in einer Werkstatt beschäftigt sind, fordern nicht nur eine angemessene berufliche Bildung, sondern auch angemessene Arbeit (der Leistungsfähigkeit des Einzelnen angepasst) und angemessene Mitwirkung.
- Früher war von Integration die Rede, heute spricht man von Inklusion (stationäres Hilfesystem).
- Die Gesamtbevölkerung wird aufgefordert, den Einstieg in die einzelnen gesellschaftlichen Funktionsbeziehungen zu ermöglichen. So z.B. in Religion, Recht, Gesundheit, Medien, Sport, Kunst, Politik etc.
- Bemängelt wurde ein fehlender oder begrenzter Zugang zu Dienstleistungen (85,4%), ein Mangel an angemessener Ausbildung (81,2%), unpassendes Bildungssystem (77,1%), das Leben in Einrichtungen (60%) etc. Dieses sind auch gleichzeitig die Hauptgründe für soziale Exklusion.
- An den Medien wurde kritisiert, dass die Sendungen TAFF, Brisant und Explosiv oftmals nur auf Effekthascherei aus sind. Die Betroffenen werden viel zu wenig zu Wort gelassen.

EW im Bild



Weihnachtsbasar
in Harburg 1:
Arbeitsdemonstration
in der Töpferei

Altona: Ehrung der Jubilare



Auf diesem Grundstück an der Cuxhavener Straße entsteht der Neubau der Werkstatt Meckelfeld.





Weihnachtsfeier in Altona



Spielmannszug beim Basar in Harburg 1



Bandoneon-Orchester beim Harburger Basar

Altona:
Weihnachtsmänner
im Doppelpack



Meine Seiten



Meine Kreativität im „Atelier“ der Villa

Ich möchte Ihnen, liebe Leser, berichten vom Atelier der Villa und seiner Kreativität.

Kreativ, das Wort leitet sich von Kreation (Schöpfung) und Kreatur (Geschöpf) ab und bedeutet, schöpferisch „in der Kunst tätig sein“. Diese Kreationen, die ich dort geschaffen habe, sind ganz unterschiedlich. Auch die Themen. So habe ich z.B. Rollen der Säulen zu verschiedenen Themen gemalt. Dazu habe ich verschiedene Farben und verschiedene Techniken genommen.

Ein anderes Geschöpf oder eine andere Kreatur ist der bunte Reisesstuhl. Aber auch die Maske ist schöpferisch entstanden. In letzter Zeit setzt sich meine schöpferische Arbeit aber auch mit Gott und der Bibel auseinander. Bei Judy Müller-Goldenstedt habe ich gelernt, auf Zeit was „Schöpferisches“ zu machen oder auch „blind“ (mit verbundenen Augen) zu malen. In der Zukunft möchte ich ein kreatives Buch oder auch ein Plakat entwickeln.

Rüdiger Frauenhoffer



Die Harley-Davidson-Party „Good Vibrations“

Hamburg feiert die Jahrhundertparty



Viel los war bei der Jahrhundertparty der wahren Harley-Davidson-Fans

100 Jahre Harley-Davidson! Da muss man hin.

Unter dem Motto „Harley-Davidson-Open-Road-Tour“ wurde auf der Reepbahn, vor allem aber im Hamburger Freihafen, drei Tage lang kräftig gefeiert. Neben den unzähligen Harley-Davidson-Motorrädern gab es viele Stände mit Schmuck, Harley-Davidson-Zubehör und eine große Multi-Media-Show mit der Geschichte der Har-



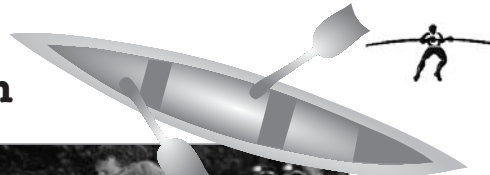
So sieht eine echte Harley aus.

ley-Davidson-Motorräder. Zahlreiche Aktionen wie Bull-Riding, Verlosungen, mehrere Bühnen mit Spielen und Musik aller Art waren zu sehen. Von Indisch bis Currywurst, von Harribo bis Kuchen – alles da. Und natürlich waren auch Bier und Cola zu haben. Es gab Rundflüge über die Stadt, aber für 40 Euro für mich zu teuer. Dann werfe ich doch lieber einen Blick

zur Motorrad-Stunt-Show bei der Radio-Hamburg-Bühne. Schon gewaltig, was dort geboten wurde. Die Mississippi-Queen, der Radschaufeldampfer, war auch dort. Aber die verlangten sogar 120 Euro! Dann gehe ich lieber – es wird mir ohnehin zu warm. Was war das für eine Party!

Rüdiger Frauenhoffer

Mit dem Kanu in Schleswig-Holstein



Beim Campingplatz: Tafelrunde mit Speis und Trank

Liebe Leser von Schwindelfrei, Redakteur Rüdiger Frauenhoffer war mit seinem Freund Matthias Behrmann und anderen auf einer Kanufreizeit. Was wir so gemacht und erlebt haben, könnt Ihr in diesem Tagebuchbericht lesen:

Freitag, 1.08.2003: Ich fahre mit Mutti Helga zum Hauptbahnhof. Bin rechtzeitig dort, aber weit und breit ist keine Mirelle zu sehen. Schließlich erfahren wir: Der Zug fährt unten am Gleis 7b. Dort treffen wir unsere Betreuerin und Betreuer Malte und auch alle anderen. Matthias und Pirkko fahren mit einem VW-Bus vor und bauen die Zelte auf. Die Fahrt geht nach Plön. Vom Bahnhof aus fahren wir mit einem Linienbus zum Campingplatz Spitzenort. Matthias und Pirkko sind schon da. Jeder richtet sein Zelt mit Isomatte, Schlafsack und anderen Sachen ein. Dann gibt es Stärkung mit Grillen. Wir müssen es vorbereiten, Würstchen und Kartoffeln auf den Grill legen und anschmeißen. Nach der Stärkung gehen manche zum Schwimmen, die meisten steigen aber ins 10er Kanu und machen eine kleine Tour. Zum Abschluss für den Tag – Lagerfeuer mit Geschichten und einer Vorstellungsrunde.

02.08.2003: Nach einem längeren Schlaf ruft das Frühstück. Danach brechen wir auf zu einer größeren Tour. Aber beim 10er Kanu paddelt jeder, wie er will. So kommen wir nicht zum Ziel und Sandra ist für eine Umbootung. Also steigt z.B. Pirkko vom 10er ins 3er und Mirelle dafür ins 10er Kanu. Nun haben wir den Schlag drauf und steuern eine Insel an. Sofort kommt ein Mann mit einem Motorboot und sagt uns, dass wir dort nicht anlegen dürfen, sondern dort, wo der Nikolaus auf einer Fähre ist. Hier kann man baden, schwimmen oder sich einfach nur ausruhen. Matthias ist dieses Mal sogar Lebensretter – Spaß muss sein. Abends wieder grillen und danach noch einmal paddeln, dieses Mal zu einer anderen Insel. Pirkko fängt sogar einen Fisch, aber den will er nicht zum Campingplatz mitnehmen. Dort wieder angekommen, wird das Holz für das Lagerfeuer gebracht. Es laufen schon die Proben für die Play-Back-Show. Als das Feuer brennt, singt Matthias „Looking for Freedom“, Beifall. „Wir zwei allein“, wieder Beifall und als letztes der Lieder „Crazy for You“ von David Hasselhoff. Alles für Pirkko und seine Mirelle. Das war's für heute.

03.08.2003: Heute sind Matthias und ich mit dem Frühstück an

der Reihe. Damit es schneller geht, helfen uns Pirkko und Mirelle. Es ist unser letztes Frühstück auf dem Campingplatz. Wir räumen die Zelte aus und als alles verpackt ist, können die Zelte abgebrochen und ebenfalls eingepackt werden. Wir verladen alles in den VW-Bus und dann machen wir eine letzte Tour auf den Kanus. Meine Augen sind stark entzündet, so dass ich nicht richtig paddeln kann. Auf der Prinzeninsel treffen wir auf die Leute von der Deutschen Lebensrettergesellschaft. Denen stellt Matthias ein paar Fragen. Wir paddeln zurück zum Campingplatz. Aber nein, diesmal paddeln wir doch anders, zu einer Schleuse. Dort müssen wir aus den Kanus steigen und sie kommen auf einen speziellen Schienenwagen. So wird das Boot zum Vermieter gebracht. Paddel und Schwimmwesten geben wir am Kiosk ab. Zum Schluss gibt es Spaghetti mit Tomatensauce. Lecker! Matthias und Pirkko fahren wieder mit dem Bus, alle anderen mit der Bahn zurück. Auf Wiedersehen. In gut eineinhalb Stunden erreichen wir Hamburg-Hauptbahnhof. Hier, wo alles begonnen hat, hört auch alles wieder auf. Es hat mir sehr viel Spaß gebracht und ich danke Matthias für die schöne Reise.

Rüdiger Frauenhoffer



Unfallzahlen gesenkt

Das Risiko, einen Arbeitsunfall zu erleiden, war für die Beschäftigten der Elbe-Werkstätten im Jahre 2003 sehr viel geringer als noch im Jahr 1990. Damals waren nur halb so viele Menschen in unseren Betrieben beschäftigt, es gab jedoch doppelt so viele meldepflichtige Arbeitsunfälle. Meldepflichtig sind Arbeitsunfälle dann, wenn sie zu mehr als drei Tagen Ausfallzeit führen. Durch diesen rapiden Rückgang der Unfallzahlen wurde nicht nur den Beschäftigten viel Leid erspart, es ist auch weit weniger Arbeitszeit verloren gegangen. Dies ist der Erfolg der Arbeit aller derer, die sich an dieser Aufgabe beteiligten, unsere Arbeit sicherer zu gestalten und damit die Gesundheit der Beschäftigten zu erhalten.

Arbeitsschutz ist in den Elbe-Werkstätten ein wichtiges Thema und in den Arbeitsschutz-Ausschüssen sitzen – neben dem Betriebsarzt und der Fachkraft für Arbeitssicherheit – die Sicherheitsbeauftragten der Betriebe, die Betriebsleitungen der Produktion und gewählte Arbeitnehmervertreter. Am Arbeitsschutz beteiligt sind aber auch all diejenigen, die für andere verantwortlich sind und letztlich alle, die für sich selbst Verantwortung tragen, also jeder der Beschäftigten an seinem Platz.

Neben konkreten Arbeitsschutzmaßnahmen ist es offensichtlich gelungen, die Motivation und das Bewusstsein für Sicherheit und Gesundheitsschutz zu wecken. Ich möchte mich auf diesem Wege bei den Mitgliedern der Arbeitsschutzausschüsse und besonders bei den ehrenamtlichen Sicherheitsbeauftragten bedanken, die mit ihrer genauen Kenntnis der Situation auf den Arbeitsplätzen unentbehrlich sind. Wesentlich für Sicherheit und Gesundheit ist nicht, dass möglichst viel zusätzlicher Aufwand betrieben wird, sondern, dass dieses natürliche Ziel aller Menschen Bestandteil ihres Handelns und Denken ist. Auf diesem Feld bringen wir zur Zeit eine gute Ernte ein.

Jürgen Sankul, Fachkraft für Arbeitssicherheit

Schwindelfrei im Rückblick

Vor zehn Jahren

In der achten Schwindelfrei-Ausgabe berichtete unser Magazin im Titelthema über „Freundschaft, Partnerschaft und Liebe“, die wichtigsten Themen auch im Leben behinderter Menschen.

Ein Sonderthema beschäftigte sich mit der Gewalt gegen behinderte Menschen, damals gerade sehr aktuell, sowie mit den Ergebnissen einer Arbeitsgruppe, die ein Programm zur Gewaltprävention ausgearbeitet hatte.

Weitere Themen:

- Einweihung der neuen Werkstatt in Neuallermöhe
- „Schlumper“ von Beruf
- Start des Schwindelfrei-Cartoons „Gabi und Timmy“

Vor fünf Jahren

Im Frühjahr 1999 erschien die Schwindelfrei Jubiläumsausgabe „10 Jahre Schwindelfrei“, die einen Rückblick gab auf die Redaktionsarbeit der ersten Stunde und auf die Entwicklung unseres Magazins. Das Heft veröffentlichte ausgewählte Texte aus den bis dahin erschienenen Ausgaben.

Weitere Themen:

- Einweihung des Betriebes Harburg 3
- Berichte über den Einsatz des IWELO-Möbelprogramms in Schulen und Kindergärten
- Bericht über das EU-Projekt 'Helfer in der Altenpflege': „Was Teilnehmerinnen dazu sagen“



- Schwindelfrei-Umfrage zur Arbeitszufriedenheit der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter
- Interview mit Sozialsenatorin Karin Roth: „Männer sind langweilig und keiner merkt's“
- Einführung des neuen Entgelt-systems: Ein Mitglied der Lohnkommission berichtet



Aus der Redaktion

Das Team der Schwindelfrei-Redaktion hat leider einen Verlust zu beklagen: Birgit Janovsky, die die letzten Ausgaben unseres Heftes mitgestaltet hat, hat ihr Tätigkeitsfeld gewechselt und arbeitet jetzt in der Abteilung „Reha-Entwicklung“, angesiedelt im Betrieb Altona. In dieser Funktion ist sie leider nicht mehr für die Öffentlichkeitsarbeit verfügbar und scheidet somit auch aus der Redaktion aus. Schade, die Beiträge, die sie in den letzten zwei Jahren für uns geschrieben hat, waren immer frisch geschrieben, gut recherchiert und lesenswert. **Liebe Birgit, vielen Dank für Deine intensive Mitarbeit in unserem Redaktionsteam und viel Erfolg für Deine neue Aufgabe.**

Ihnen, liebe Leser, wünschen wir, dass Sie trotzdem wieder Gefallen finden an der Lektüre unserer Winterausgabe 2003/2004.

Mit herzlichen Grüßen

Ihre Schwindelfrei-Redaktion

Autoren dieser Ausgabe

Basener, Dieter – Öffentlichkeitsarbeit der Elbe-Werkstätten • Frauenhoffer, Rüdiger – Buchbinderei Altona • Gierth, Matthias – Gruppensprecher der Verpackungsgruppe Lunau, Harburg 1 • Junggebauer, Doris – Mitarbeiterin im Betrieb Meckelfeld • Köhler, Brigitte – Betriebsleiterin Rehabilitation Harburg 2+3 • Lütjens, Jürgen – Geschäftsführer der Elbe-Werkstätten GmbH • Piechotka, Andrea – Krankenschwester im Betrieb Bergedorf • Sankul, Jürgen – Fachkraft für Arbeitssicherheit der Elbe-Werkstätten • Schulz, Fritz – Vorsitzender des Elternbeirates der Elbe-Werkstätten

Impressum

Redaktion: Dieter Basener, Rüdiger Frauenhoffer, Elisabeth Zekorn
Fotos: Berthold Asche, Dieter Basener, Peter Christensen, Jens Gottschalk, Peter Heidenwag, Andrea Piechotka
Layout: Artbüro Schmara, Tel. 040 / 768 15 64, artbueroschmara@aol.com
Texterfassung: Schreibbüro Jutta Mottig, Harburg
Druck: Druckerei der Elbe-Werkstätten
Auflage: 3.000 Exemplare
e-mail, Tel., Fax: schwindelfrei@ew-gmbh.de, Tel.: 040 / 760 19-217, Fax: 040 / 760 19-273
EW-Webseite: www.ew-gmbh.de

Möchten Sie uns durch eine Spende unterstützen, überweisen Sie diese bitte unter dem Stichwort „Schwindelfrei“ auf das Konto der Elbe-Werkstätten bei der **SEB Bank AG - BLZ 200 101 11 - Kontonummer 171 146 400**. Sie können sich Ihre Spende von unserer Finanzbuchhaltung bescheinigen lassen.

Arbeiten in den Elbe-Werkstätten



Ohne
Berührungs-
ängste!

